Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 27 Marburg i. H., den 6. Juli 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Himmel und Erde — Hermann Wislicenus. Ein deutsch-christliches Künstlerbild — Das Schicksal der Karfreitagsvorlage — Der erste Deutsch-evangelische Frauentag in Kassel — Auch eine Erinnerung vom Evangelisch-sozialen Kongreß in Kiel — Oedipus oder das Rätsel des Lebens. Tragödie von Gertrud Prellwitz. Schluß — Verschiedenes: Das monarchische Bewußtsein; Zur Beachtung! Oesterreichisches; Graf Hoensbroech; Ein Buch für Eltern und Erzieher (Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?); Eine Klage an unsre Leser — An Mitarbeiter und Freunde in Elsaß, Südbaden, Schweiz und Württemberg — Anzeigen: XXX. Kongreß für Innere Mission

Himmel und Erde

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden. Sammelt euch aber Schätze im Himmel. Indem Jesus so redet (Matth. 6, 19 f.), scheidet und unterscheidet er zwei Welten. Wir sagen heute gern, um dem modernen Menschen die Vorstellung eines Jenseits zu erleichtern, der Himmel der Religion sei nicht ein andrer Ort (dieser Sternenwelt nämlich, in der wir leben, die wir sehen), sondern ein neuer Zustand, in den wir einmal eingehn werden, wenn wir für die heute uns umgebende Welt gestorben sind, und über dessen Verhältnis zu Raum und Ort dieser heutigen Welt wir schlechterdings nichts wissen und aussagen können. Jesus hat weder sich noch seine Jünger mit solchen Reflexionen behelligt; Himmel, Erde und Unterwelt, das war für die damaligen Menschen, gelehrt und ungelehrt, das selbstverständliche Weltbild, in das sie Alles hineinzeichneten. In das hat auch Jesus seine Offenbarungen hineingezeichnet.

Aber wenn Jesus so mit den Seinen von dem Himmel redet als von einem Ort, der anderswo im Weltall liegt als die Erde, so ist für seine Jünger wie für uns nicht eben diese Weltvorstellung das Wichtige, die er mit seinen Zeitgenossen teilte, sondern etwas ganz Andres. Dem Herrn Jesus ist der Himmel nicht ein Wolkenkuckucksheim oder ein Schlaraffenland, wo man hinkommen möchte, wenn man einmal tot ist. Ihm ist der Himmel eine selige, Gott durchwobene Welt, die hier bei unsern Lebzeiten schon muß ergriffen und erobert werden. Wir sollen uns Schätze im Himmel sammeln, aber doch auf Erden, solange wir hier sind, und eben hier dürfen wir diese Schätze heben, einheimsen, gebrauchen. Sie sind solcher Art, daß wir von Motten, Rost und Dieben für sie Nichts zu fürchten haben. Auch der Tod wird sie uns nicht rauben. Ewig wie der ewige Gott sind diese Schätze. Ja der ewige Gott selbst ist ihr wirklicher Wert und Inhalt.

In der neuern Theologie hat man vielfach wieder das Jenseitige und Zukünftige der Erlösung betont, die Jesus verkündet hat. Mit Recht. Aber wie wesentlich dies auch für das Verständnis Jesu und seines Werks ist, daß er ein Reich der Hoffnung unter uns aufgerichtet hat: mit starken Seilen hat er dies kommende Reich der Vollendung an den Erdball gefesselt, auf dem wir wohnen. Himmlische Schätze hat er uns gezeigt, unser Herz daran zu hängen; hier, mitten in den Erdentand und Erdenjammer hinein senkt er die Ahnung, die Gewißheit, den Besitz eines reineren, seligeren Daseins, das von aller irdischen Gefährdung frei ist: ja freilich ist das eine Jenseitsreligion, aber für das Diesseits; eine Hoffnungsreligion, aber die hier Alles giebt, was wir brauchen: Arbeit, Frieden, Kraft zu leben und zu sterben, kurz ein erhöhtes Dasein mit einer unermeßlichen Aussicht. R

Hermann Wislicenus

Ein deutsch-christliches Künstlerbild

1

Es war am 25. April d. J., als sich durch unsre alte Kaiserstadt Goslar die Trauerkunde verbreitete, daß der Historienmaler Professor Hermann Wislicenus, der unsre altberühmte Kaiserpfalz mit seinen Bildern ausgeschmückt hat, nach kurzem Leiden uns durch den Tod entrissen sei. Und weil in diesem Manne nicht nur die dankbare Stadt Goslar ihren allverehrten Mitbürger, sondern zugleich das ganze deutsche Vaterland einen seiner treuesten Söhne, die Kunst einen ihrer besten Meister und die evangelische Kirche einen frommen, tief religiösen Christen verloren hat, wird es am Platze sein, daß Freundesliebe in diesen Blättern sein Bild für weitere Kreise zugänglich zu machen versucht.

Wislicenus entstammt einer alten evangelischen Pfarrersfamilie, die in den vergangnen Jahrhunderten um ihres Glaubens willen aus Galizien oder Ungarn vertrieben, in Deutschland Zuflucht fand. Sein Vater, Arzt in Eisenach, war ein Bruder jener beiden Pastoren, die die Bewegung der sogenannten Lichtfreunde in der Mitte dieses Jahrhunderts mit entfacht haben und dadurch mit Uhlich zusammen zur Gründung der freien Gemeinden Anlaß gaben. Doch ist unser Wislicenus trotz der bei ihm stark hervortretenden Liebe zu seiner Familie von dieser ganzen Bewegung innerlich unberührt geblieben. Seine Jugendentwicklung — er ist am 20. September 1825 in Eisenach geboren — stand in erster Linie unter dem Einflusse seiner einfachen, schlicht frommen Eltern, denen er in Dankbarkeit bis auf sein Sterbebett sich verbunden fühlte. Daneben aber war es vor allem der klassische Geist seiner weimarischen Heimat, den er mit vollen Zügen in sich aufnahm. Goethe ist ihm ein Führer gewesen auf seinem frühern Lebenswege, ein Freund und Begleiter auch durch alle Stadien seines spätern Entwicklungsganges. Und als dritte stille, schöpferische Macht, die die Persönlichkeit schon des Knaben maßgebend beeinflußt hat, hat er selber die Gnade dessen bezeichnet, dem er als seinem himmlischen Vater in Demut dienen wollte. Gott hatte ihm ein schönes Talent mitgegeben, das ihn bereits in seinen Schülerjahren unausweichlich auf den Malerberuf hinwies. Und dazu mehr als das: ein Herz, das voll sonniger und reiner, ich möchte fast sagen naiver Kindlichkeit geblieben ist bis an sein Lebensende.

Als dann später aus dem reichbegabten Knaben der Jüngling wurde und der Mann, da ist eine zweite Dreiheit hinzugetreten, die bestimmend und dauernd auf den Werdegang seiner sittlichen und künstlerischen Persönlichkeit eingewirkt hat, nämlich sein vierjähriger Aufenthalt in Rom von 1853 bis 57, der deutsche Einheitskampf und die sich vertiefende eigne Lebenserfahrung. Als Schüler von Bendemann und Schnorr von Carolsfeld in

Dresden ist er nach Rom gezogen und hat dort seine schönheitsdurstende Seele geklärt und geläutert durch das Studium der Antike und der Renaissance. Unter den Lebenden hat in Rom am meisten Peter Cornelius ihn beeinflußt, besonders nach der Seite des rein Zeichnerischen. Nach Deutschland zurückgekehrt durfte er endlich die innigst geliebte Braut nach langem Brautstande heimführen; sie ist ihm eine verständnisvolle, treusorgende Lebensgefährtin geworden, die mehr praktische Ergänzung seiner lediglich ideal gerichteten Persönlichkeit. Ihren Verlust nach schwerem Krankenlager hat er bis an das eigne Ende nie verwinden können.

Nach zehnjähriger vielseitiger Thätigkeit in Weimar wurde er als Professor an die Kunstakademie in Düsseldorf berufen. Hier war es, wo ihm bei dem großen Brande des Akademiegebäudes in der Nacht vom 12. zum 13. März 1872 Alles vernichtet wurde, nicht nur seine begonnenen neuen Arbeiten, sondern auch seine Kartons, seine Entwürfe und seine sämtlichen Studien. Unter Anderm wurden acht große, der Vollendung mehr oder weniger nahe Oelgemälde ein Raub der Flammen. Nachdem er im Jahre 1877 den großen Auftrag des preußischen Kultusministeriums zur Ausschmückung des Kaiserhauses in Goslar erhalten hatte, siedelte er im Lauf der achtziger Jahre nach dieser Harzstadt über, wo er nach reich gesegneter Thätigkeit am 25. April dieses Jahres sanft entschlafen ist.

2

Um das Wollen und Wirken des Künstlers Wislicenus zu verstehen, ist es nötig, wenigstens mit einigen Strichen die Persönlichkeit des ausgereiften Mannes nach der sittlichen und religiösen Seite hin zu zeichnen. Denn immer wieder hat Wislicenus es ausgesprochen, daß er unter Kunst nicht ein Prunken mit dem formalen Können verstehe, sondern daß sie ihm gleichsam der sichtbare Ausdruck des innersten Wesens der sittlichen Persönlichkeit sei. Er will, daß alle Kunst uns die Seele läutere und nach oben ziehe; und das dünkt ihm nur möglich, wenn sie geboren wird aus einer Seele, die selber nach dem Höchsten strebt. Und dahin hat er gestrebt mit aller Treue. Er war ein Mann von edlem, reinem, aufrichtigem Herzen, der an der eignen Vollendung gearbeitet hat bis an sein Lebensende. Er kannte das große Pfund, das Gott ihm mit auf den Lebensweg gegeben, und er wollte ein Meister sein in seiner Kunst, aber trotz aller Erfolge ist er als Mensch allezeit demütig und bescheiden geblieben. Und dabei doch wieder diese Kraft und Energie des Wagens und Handelns, wenn irgend ein Gedanke in seiner Feuerseele gezündet hatte. Es gab für ihn überhaupt keine Schwierigkeiten und Hindernisse, wenn es galt, ein künstlerisches Ziel zu erreichen. Als ihm das große Feuer seinen ganzen geistigen Besitz vernichtet hatte, schreibt er an demselben Tage: „Alles verbrannt; aber wenn Gott mir Gesundheit schenkt, soll es aus der Asche wieder erstehen. Mir kommt es jetzt vor, als sei das Feuer, welches meine Arbeiten verzehrt hat, mir in die Glieder gefahren und mache meine Schaffenskraft noch unbändiger."

Sein Herz war für Alles aufgeschlossen, was groß, edel und gut war, was Volk und Vaterland je bewegt hat; deshalb hat er mit seiner tiefen und herzlichen Liebe nicht nur den engen Familien- und Freundeskreis umfaßt, sondern zugleich auch sein liebes deutsches Volk, die Heimat und das Vaterland. Wenn ihm im Kreise gleichgesinnter Freunde das Herz überging, so war es immer dann, wenn er der großen Männer gedenken konnte, die Gott unserm Volke geschenkt, und der großen gesegneten Zeit, da der Allmächtige die getrennten Stämme wieder vereinigte zu einem starken, zukunftsfrohen Reiche. — Für seine Liebe zur Natur ist es bezeichnend, daß er sich neben sein letztes Lager eine frische grüne Tanne aus unsern Harzbergen bringen ließ; er wollte noch einmal aus dem Krankenzimmer sich hinaus versetzen in die ragende Bergeswelt mit ihrem Tannenrauschen und ihrer Waldespracht. Und es ist eben so bezeichnend für sein sinniges Verständnis und die liebevolle Art, womit er sich in die geheimnisvolle Schönheit der Natur zu versenken pflegte, wenn wir hören, wie er noch in seinem letzten Kampfe die Wassertropfen, die ihm die fieberheiße Stirne kühlten, dankbar preist als die Diamanten des Paradieses: „Die Diamanten der Erde sind kalt und tot, sie funkeln nur und gleißen; aber die Wassertropfen sind die echten Diamanten, die Diamanten des Paradieses, sie erquicken und erfrischen und machen lebendig, was da sterben will; was wäre die Welt ohne die Gottesgabe des Wassertropfens?" Die ganze, reiche, hochgesinnte Persönlichkeit des Menschen läßt sich vielleicht am treffendsten in das eine Wort zusammenfassen, das Goethe einst dem toten Freunde nachgerufen hat: Und hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Aber der Schlüssel zum Verständnis seines Wesens liegt doch darin, daß Wislicenus ein Mann von tiefer und wahrhaftiger Herzensfrömmigkeit war, der die Quelle seiner Kraft im Gottvertrauen und im Gebete fand. Als ihm der Wille Gottes das treue Weib auf das Siechenlager warf, da hat er für ihr furchtbares Leid und für sein eignes tiefes Weh keinen erquickenderen Trost, als daß er ihr fürs Krankenzimmer einen ergreifend schönen Christuskopf malt auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika, damit sie aus dem leuchtenden Heilandsauge Kraft, Friede und Trost gewinne. Immer wieder zieht es ihn mit der feiernden Gemeinde ins Gotteshaus hinein. Hier und in den Erfahrungen seines Lebens ist Christus ihm ein Führer zum Vater hin geworden. Die Bedeutung Jesu für sein inneres Leben hat er nach einem ihn besonders bewegenden Gottesdienste im September 1896 in einer Christuszeichnung darzustellen versucht: da weist der Herr die Kronen der vergänglichen Erde sieghaft von sich, weil in des Vaters Liebe eine schönere Krone ihm gegeben ist. Und die Gewißheit, daß seines Gottes Liebe wirklich und wahrhaft über ihm und den Geschicken seines Volkes walte, hat ihn alle Zeit hoffnungsfreudig erhalten; mochten die Zeiten noch so ernst sein, er sah mit dem Auge des Gottvertrauens über allem Dunkel den Frieden und die Vollendung. Aus dieser seiner Gesinnung heraus ist es verständlich, wie er am Ende seiner Tage, über sein ganzes Leben hinblickend, das Bekenntnis ablegen konnte: „Das schönste und tiefste Gebet war mir während meines ganzen Lebens stets das Wort des Heilands: Dein Reich komme." Das letzte Bild, das seine Hand gezeichnet, ist eine wahrhaft erhebende Darstellung der Golgathaszene. Es ist, als ob er mit seinem Heilande zusammen sein eignes Leben ausklingen lassen wollte in ein dankbar demütiges: Es ist vollbracht. Denn unter dem Kreuze des Erlösers hat er sich selbst gemalt in stillem Gebet, die Hände gefaltet, das Haupt geneigt. So wie er unter dem Kreuze steht, so ist es das zutreffendste Bild seiner Gesamtpersönlichkeit: seine Seele aufgeschlossen für das Göttliche und Ewige und in seinem Herzen allezeit der Glaube lebendig, der die Welt überwunden hat. Und in solchem Glauben ist er fröhlich, selig und versöhnt entschlafen zu einem bessern Erwachen im ewigen Vaterhause.

3

Für eine solch lautere, sittlich-religiöse Persönlichkeit wie Wislicenus mußte die Kunst, der er sein Leben geweiht hatte, etwas Höheres und Heiligeres sein als ein Mittel, das Talent zu zeigen oder die Stunden der Langeweile auszufüllen. Nach seinem eignen Urteile, das er im Freundeskreise des öftern ausgesprochen, hat Ludwig Schemann in der Vorrede zu den Gobineauschen Historischen Szenen über die Renaissance am treffendsten und reinsten das ausgedrückt, was er selber von seiner Kunst gedacht hat. Es war völlig aus seiner Seele herausgesprochen, wenn es dort heißt:

> Die Kunst ist eine Gottestochter. Dem erst ist echte Kunst gegeben, der mit jedem Worte, jedem Werke, jedem Akte seines Lebens das Zeugnis ablegt: ich bin ein Künstler, d. h. ein Bote und Diener des Höchsten, ein wandelndes Stück Ewigkeit inmitten der Zeitlichkeit, ein Gefäß des Guten, ein Schöpfer des Lebendigen inmitten der Sünde und des Todes. Keiner der Meister hat sich je anders als ein Priester gefühlt; und jeder wußte, daß die Kunst eine einzige Variation sein solle über das eine Thema: „Wachet auf, ruft uns die Stimme," und daß von den Gaben der Kunst Rechenschaft zu legen sei. Wenn ihr in ein Münster tretet, so soll es euch sagen, daß noch eine andre Heimat ist außer dem vergänglichen Boden; wenn ihr ein heiliges Gemälde anschaut u. s. w., soll euch ein Mehreres von jener andern Heimat ahnen, soll der Friede Gottes über euch kommen.

So ist ihm seine Kunst ein Gottesdienst, vermittelst deren

übt er seinen Gottesberuf an und in der Welt aus, und ganz von selber hebt er seine gesamte künstlerische Thätigkeit in den Dienst der höchsten sittlichen und ewigen Ideen. Er will durch seine Kunst wirken auf das Tiefste und Innerste im Menschenherzen; er fühlt sich bei aller Demut doch als Träger und Verkündiger einer Gottesbotschaft; deshalb sollen die Menschenherzen vor den Schöpfungen besonders der monumentalen Malerei still werden, sich innerlich läutern und nach oben ziehen lassen.

Seine besondre Gabe lag nicht so sehr in der Farbengebung als vielmehr in der großen und gedankentiefen Auffassung seiner Stoffe und in der hervorragenden Fähigkeit der zeichnerischen Darstellung seiner Gedanken. Sein Streben ist immer darauf gerichtet, den vorliegenden Stoff in seinen Grundelementen geistig zu erfassen und zu erschöpfen und ihn dann zur Darstellung zu bringen in innerer Wahrhaftigkeit und Schönheit. Für ihn müssen in der Kunst Wahrheit und Schönheit immer bei einander sein; Häßliches und Gemeines als solches ist für ihn kein Gegenstand künstlerischer Arbeit. Gewiß darf und soll die Kunst Alles behandeln, was menschlich und wirklich ist, dem Stoffe nach giebt es keine Grenze für den Künstler; aber es ist für Wislicenius' ganze Auffassung bestimmend geblieben, was er bereits in einem seiner italienischen Briefe geschrieben hat:

> Die Kunst darf nie verletzen und verstimmen, sondern muß selbst dann erheben, wenn sie das Elend darstellt; es gehört ein feiner und ernster Sinn dazu, die Gegenstände so zur Darstellung zu bringen. Man muß das Leiden vorführen und doch darüber hinausheben.

Weil unser Künstler eine so feine, zart empfindende Empfänglichkeit für jeden Eindruck von außen her besaß, ist es verständlich, daß er in seiner künstlerischen Entwicklung ein getreues Spiegelbild der geistigen, vaterländischen und religiösen Bewegungen unsers ganzen Jahrhunderts geworden ist. Der internationale Klassizismus von Goethe und Schiller, von Schnorr und Cornelius beherrscht seine Jugendproduktionen. Und doch tritt auch schon hierin ein sittlich-religiöses Moment in die Erscheinung, wie z. B. in seiner Zeichnung der christlichen Ehe und des deutschen Familienlebens, und vor allem in seiner ersten bedeutenderen Schöpfung, wo er den Ueberfluß und das Elend darstellt (Miseria et Abundantia).

Noch ist an ihn als Künstler der rauhe Ernst des wirklichen Geschehens auf der großen Weltenbühne nicht herangetreten; deshalb vertieft er sich in die Allegorie (Die Nacht mit ihrem Gefolge; Die Phantasie von den Träumen getragen), oder behandelt Szenen aus der Mythen- und Götterwelt der Alten (Die deukaleonische Flut; Das Göttermahl; Die Prometheussage), oder er schafft Darstellungen des rein Menschlichen, wie das Meisterwerk „Die vier Jahreszeiten" und den Entwurf zu einem Vorhange für das Dresdner Theater.

Allmählich vollzieht sich mit dem Wechsel der Zeit ein Wechsel auch in seinem Schaffen. Das Ringen der deutschen Volksseele um die Mitte des Jahrhunderts weckt das Interesse des Künstlers für die Gestalten der Geschichte, zunächst noch der Geschichte der alten Welt. Aber neben das Starre und Harte im Verlauf der Politik, wo „Brutus als Richter über seine Söhne" erscheint, tritt ihm gemäß seiner ganzen Denkungsart und Geistesrichtung die nach oben ziehende Macht des Verklärenden und Versöhnenden in „Caritas" und „Cornelia, Mutter der Gracchen."

Nun klingt es vom Rhein herüber wie Schlachtgesang, und „Die Lorelei" entsteht und „Die Germania auf der Wacht am Rhein" als die ersten Akkorde von jener vollen, schönen, das Herz erhebenden Melodie, die im Kaiserhause zu Goslar ausgeklungen ist in die Worte, die als Motto über seinem Lebenswerke stehen:

> Die alten Zeiten sanken; ein neues Reich entstand;
> Ich höre Frühlingswehen im deutschen Vaterland.

Indem an dieser historisch geweihten Stätte der Künstler feinsinnig und geistvoll die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an das Kaiserhaus knüpfen, hineinverwebt in die großen Gedanken deutscher Kaisergeschichte, läßt er uns durch eine tausendjährige geschichtliche Entwicklung hindurch das Walten des ewigen Gottesgeistes spüren, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag. Ueber die vergänglichen Ereignisse und Thaten der Menschen führt er uns zu dem empor, der unser deutsches Volk durch Glanz wie durch Nacht, durch Ruhm wie durch Schmach seinen ewigen Zielen entgegenführt. Wir sehen die alte deutsche Kaiserherrlichkeit; aber wir lernen zugleich, wie die Macht des alten Reiches untergraben und vernichtet wurde durch die Kirche Roms, durch den Uebermut der Vasallen und durch die Verwelschung der Kaiser selbst. Darum hat der Künstler mit tiefem und wahrem Verständnis die eigentliche Geburtsstunde des neuen Deutschen Reichs in jenen Augenblick verlegt, wo der kerndeutsche Luther in evangelischer Wahrheit und Freiheit in Worms die Fesseln des undeutschen Romanismus von sich streift. Auf Luthers Schultern stehend haben die großen Männer unsrer Zeit durch Gottes Gnade das neue Deutsche Reich deutscher Nation gebaut. Dadurch, daß wir in diesen Bildern den Krebsschaden des alten und die Kraft und Stärke des neuen Deutschen Reiches vor Augen gestellt bekommen, weckt der Künstler in unserm Herzen das heilige Gelübde, alles Trennende und alle Sondergedanken zurückzustellen und unsre ganze Person und unsre ganze Treue einzusetzen für das Gedeihen und Erstarken unsers teuren deutschen Vaterlandes.

4

Aber das Lebenswerk unsers Meisters ist hiermit noch nicht abgeschlossen. Wir müssen noch einen kurzen Blick werfen auf seine eigentlich religiöse Malerei. In allen Zeiten seiner künstlerischen Entwicklung hat er je und dann seinem religiösen Leben Ausdruck in Bildern verliehen. Wir erinnern hier kurz an die bekannteren seiner Bilder: Glaube, Liebe, Hoffnung; Die psalmodirenden Engel; die Landgräfin Elisabeth, Brot unter die Armen austeilend; Die vier Evangelisten in der Schloßkapelle zu Weimar; Die Anbetung der Hirten und die oben schon erwähnten Christusköpfe. Es sind der Zahl nach nicht viele Werke, die er auf diesem Gebiete geschaffen hat. Er hatte geradezu eine Scheu, sich an solche Stoffe zu wagen. Es war ihm schrecklich, wenn eine hypermoderne Malerei die Gestalten der heiligen Geschichte oder wohl gar die Personen Gottes und Jesu selber zum Gegenstande leichter und keck hingeworfener Kunstübung machte. Für solche Versuche war ihm die Gotteswelt seines Glaubens zu heilig und erhaben. Wie er überhaupt nur einen Künstler kannte, dem es nur einmal gelungen sei, Gott den Vater zu malen, nämlich Michelangelo, wo er Gott darstellt, dem Menschen seine lebendige Seele einhauchend, so war es eben sein zart religiöses Empfinden, das in ihm das Urteil begründete, daß nur der ausgereifteste Künstler das heilige Land religiöser Malerei betreten dürfe. Darum, wie sehr ihn von je sein Herz trieb, das zu malen, was ihm das Höchste und Heiligste war, ist er immer wieder vor der Größe der Aufgabe zurückgewichen. Im Greisenalter endlich, als sein Lebenswerk im Kaiserhause vollendet war, hat er sein ganzes Können noch einmal zusammengefaßt, um einen Bildercyklus über das Leben des Erlösers zu schaffen. So hat er denn zur Ausschmückung des ihm lieb gewordnen Gotteshauses, der altehrwürdigen Marktkirche in Goslar, einen ergreifend wirkenden Entwurf über das Leben Jesu geschaffen, der durch seine Verbindung mit der Darstellung der Gottesidee charakteristisch und echt biblisch ist. Wislicenus empfand die Notwendigkeit, daß in einer evangelischen Kirche, wo die Gemeinde sich aus der Unruhe des täglichen Getriebes in stiller Sammlung unmittelbar vor das Angesicht Gottes stellt, wo keine Menschenweisheit, sondern allein das Wort dieses unsers Gottes die dürstenden und verlangenden Menschenseelen speist, der Künstler nun auch seine höchste Aufgabe darin sehen müsse, diesen Gott voll Allmacht und Liebe der Gemeinde nahe zu bringen. Aber Gott ist Geist; Niemand hat ihn gesehen; wie soll man ihn malen? Wenn Gott der Welt sich zeigen wollte, dann konnte er als Stätte seiner Offenbarung nur das Höchste und Edelste sich wählen, was es giebt auf dieser Erde, nämlich das Herz eines lebendigen, nach Gott geschaffenen Menschen. Darum sagt die Schrift: Gott war in Christo, d. h. so wie Jesus Christus ist, so ist Gott; man kann Gott nur sehen in dem Leben und Wirken Jesu.

Es ist unsers Wissens hier zum ersten Male geschehen, daß ein Künstler es unternommen hat, diesen christlichen Gedanken malerisch auszudrücken und uns den allmächtigen Vater

zu schildern in dem Leben Christi. Wislicenus thut das in der Weise, daß er in einer obern Nische durch symbolische Engelgestalten je eine Haupteigenschaft Gottes darstellt (Allmacht, Weisheit, Güte, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und die Vollendung in der Gnade), und dieselben jedesmal durch eine entsprechende Szene aus dem Leben Jesu in der darunter liegenden Wandfläche in die Erscheinung treten läßt. So kommen also in dem Leben und Wirken Jesu von der Krippe bis zum Kreuz die Eigenschaften des ewigen Vaters selbst dem Beschauer nahe, und es wird uns sofort aus den Bildern klar, wie das ganze Leben Jesu aus Gott und in Gott war, wie Jesus innerlich so eins war mit seinem Vater, daß sein ganzes Leben aufging in der Erfüllung des Wortes: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?

Diese Entwürfe sind vielleicht das Schönste, was der Künstler überhaupt gedacht und geschaffen hat. Er selber hat sie mir gegenüber für wertvoller und reifer bezeichnet als seine ganze Malerei im Kaiserhause; und er ist seinem Gotte ganz besonders dankbar dafür gewesen, daß ihm dieses Werk, wenn auch fürs erste nur im Entwurf, so gut gelungen ist. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, die Entwürfe auch auszuführen; der Tod hat ihm die nimmer müden Hände zur ewigen Ruhe zusammengelegt. Aber wir dürfen dennoch hoffen, daß dieses Leben des Erlösers als das Testament eines gottbegnadeten Künstlers und wahrhaft frommen Christen trotz aller entgegenstehender Schwierigkeiten noch einmal die Wände unsrer Kirche schmücken wird zur Erbauung der kommenden Geschlechter.

Karl Bormann

Das Schicksal der Karfreitagsvorlage

Die Entscheidung über die Karfreitagsvorlage ist gefallen. Die charakterlose Haltung der konservativen Partei hat die Entscheidung herbeigeführt. Auf evangelischer Seite wird die Art der Lösung der Frage schmerzlich empfunden werden.

Die Absicht, ein Stimmungsbild und eine Kritik der Verhandlungen des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses über die Vorlage zu geben, kann leicht zur Abfassung eines umfangreichen kirchenpolitischen Werkes führen. Die Lust, auf manche in den Verhandlungen angezognen Nebenfragen einzugehen oder von einer zentralen Stellung der Vorlage aus das gesamte parlamentarische Parteigetriebe zu beleuchten, ist schwer zu unterdrücken. Doch wird es auch mit wenigen Strichen möglich sein, eine anschauliche Skizze der bedeutungsvollen kirchenpolitischen Vorgänge der letzten Wochen herzustellen.

Die Kürze der Regierungsvorlage und das Fehlen einer ausreichenden Begründung hat zu einer verschiedenartigen Auffassung über den wirklichen Grund ihres Einbringens geführt. Fürstbischof Kopp war der Meinung, daß der erste Anlaß zur Vorlage am 4. März 1896 durch ein Mitglied des Herrenhauses gegeben wäre, das Beschwerden über Störungen vorgetragen habe, denen die evangelische Karfreitagsfeier in manchen gemischt konfessionellen Gegenden ausgesetzt sei. Dem gegenüber betonte mit größerm Rechte Professor Beyschlag, daß die langjährigen Wünsche, Bitten und Beschwerden der evangelischen Synoden es gewesen seien, die die Regierung zu dieser Vorlage bewogen haben. Die Regierung dagegen spielte vor dem Zentrum Versteck und behauptete, daß sozialdemokratische Ausschreitungen die erste Anregung gegeben hätten. Nachgerade ist es ja Sitte geworden, die Sozialdemokratie zum willkommnen Prügelknaben für allerlei fremde Schuld zu machen. Aktenmäßig konnten diese „Ausschreitungen“ nur mit dem Leitartikel eines lokalen Blättchens in Westfalen belegt werden.

Zur Kritik der Debatte wird es notwendig sein, den Wortlaut der wichtigsten zur Abstimmung gelangten Anträge zusammenzustellen.

Die Regierungsvorlage, die im Abgeordnetenhause von der nationalliberalen Partei wieder aufgenommen wurde, lautet:

Der Karfreitag hat für den ganzen Umfang des Staatsgebiets die Geltung eines allgemeinen Feiertages.

Die Kommission des Herrenhauses brachte für diejenigen Landesteile, in denen der Karfreitag nach den bestehenden Gesetzen nicht die Eigenschaft eines allgemeinen Feiertages hat, folgende Form in Vorschlag:

§ 1. Der Karfreitag gilt in Bezug auf die Vornahme von Amtshandlungen und Rechtsgeschäften, sowie den Lauf von Fristen als bürgerlicher, allgemeiner Feiertag.

§ 2. Durch Provinzial- oder Bezirkspolizeiverordnungen können am Karfreitage, sofern es die konfessionellen Verhältnisse erheischen und es die örtlichen und gewerblichen Gewohnheiten zulassen, Handlungen verboten werden, welche geeignet sind, die äußere Feier des Karfreitags oder den Gottesdienst oder andre kirchliche Feierlichkeiten zu stören.

In Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung soll die bestehende herkömmliche Werktagsthätigkeit am Karfreitage nicht verboten werden; es sei denn, daß es sich um öffentlich bemerkbare oder geräuschvolle Arbeiten in der Nähe von dem Gottesdienst gewidmeten Gebäuden handelt.

Dazu stellte Graf von Pfeil den vom Herrenhause angenommnen Antrag, gegen Schluß die Worte „in der Nähe von dem Gottesdienst gewidmeten Gebäuden“ zu streichen.

In der zweiten Lesung im Abgeordnetenhause wurde ein Vermittlungsantrag der konservativen Partei folgenden Wortlauts angenommen:

Der Karfreitag hat die Geltung eines bürgerlichen allgemeinen Feiertages. — In Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung soll die bestehende herkömmliche Werktagsthätigkeit am Karfreitage nicht verboten werden; es sei denn, daß es sich um öffentlich bemerkbare oder geräuschvolle Arbeiten in der Nähe von dem Gottesdienst gewidmeten Gebäuden handelt.

Diese endgiltig angenommne Fassung erhielt in dritter Lesung hinter dem Worte „Werktagsthätigkeit“ den Zusatz: „auch die gewerbliche Thätigkeit § 105a ff. der Reichsgewerbeordnung.“

Die erste Notwendigkeit zur Abänderung der Regierungsvorlage hat sich angeblich herausgestellt infolge von Vorstellungen der Bischöfe, daß in katholischen Kreisen ernste Beunruhigungen und Gewissensbedenken wegen der Vorlage eingetreten seien. Nun ist es kaum glaubhaft, daß das an eine Unzahl von Feiertagen gewöhnte katholische Volk wegen der für einen auch ihm bis zu einem gewissen Grade heiligen Tag angeordneten Arbeitseinstellung in Aufregung geraten sei; es müßte denn sein, daß diese künstlich durch Presse und Seelsorge erzeugt oder, wo sie vorhanden, wohlwollend genährt worden ist. Ferner kann nur von einer pekuniären Schädigung infolge Einstellung der bisher üblichen Werktagsthätigkeit die Rede sein, aber keineswegs von einem religiösen Gewissenszwang. Ein solcher lag z. B. vor, als in den dreißiger Jahren in Preußen eine königliche Verordnung befahl, daß die katholischen Soldaten nach der Parade an dem protestantischen Gottesdienst teilzunehmen haben, oder als in der bekannten Kniebeugungsfrage in Bayern 1838 eine Kriegsministerialordre erging, daß die Salutation des gesamten Militärs vor dem Sanktissimum ohne Unterschied der Konfession durch Kniebeugung auf Kommando zu geschehen habe. Dem gegenüber stellt die Karfreitagsvorlage doch nur eine Vorschrift für das rein bürgerliche Verhalten der Bevölkerung auf.

Der Regierung jedoch scheinen die angeblichen Beunruhigungen der Katholiken ein willkommnes Ereignis gewesen zu sein, um mit gutem Grunde das seltne Schauspiel bieten und gegen die eigne Vorlage für den Kommissionsantrag eintreten zu können; daß sie damit den eigentlichen Grund ihres Vorgehens verleugnete und mit einer solchen Gesetzesbestimmung gar nicht mehr in der Lage sein würde, etwaigen Rücksichtslosigkeiten seitens der Sozialdemokratie entgegentreten zu können, kümmert sie durchaus nicht. Gab es doch Gründe der „höhern“ Politik. Die Kanalvorlage spukte im Hause. Das Zentrum mußte geschont werden.

Dieses Zentrum aber war seines Sieges sicher. Ohne jede Erregung warf es nur wenige geringfügige Fragen in die Debatte und verließ sich im übrigen auf das Spiel hinter den Kulissen. Und dieses Spiel war nicht übel. Der große, schier unerschöpfliche Schatz des Vertrauens der evangelischen Bevölkerung zur Regierung mußte einmal wieder herhalten, um aus ihm dem Zentrum „Kompensationen“ zu bewilligen. Nicht minder poussirt wurden die „Lieberschen Gestalten“ von der konservativen Partei. Diese parlamentarische Gruppe hat seit dem Eindringen des Bundes der Landwirte in ihre Reihen auch den Rest eines

Strebens nach geistigen Idealen, wie es scheint, völlig aufgegeben. Was verfichts da noch, wenn man gegen Preisgabe der Karfreitagsheiligung die Stimmen einiger katholischer Kanalgegner einhandelt! Hat es doch selbst aus diesem Grunde im Schoße der nationalliberalen Fraktion gekriselt, indem entgegen den Traditionen der Partei der Versuch gemacht wurde, von vornherein eine Abstimmung zu Gunsten des konservativen Antrags durchzusetzen. Kann es da Wunder nehmen, daß das kleine Häuflein derer, denen es in diesem Kampfe allein auf die Ehre des christlichen Namens ankam, unterliegen mußte? Die Reden Beyschlags und Hackenbergs waren Meisterstücke in ihrer Art, aber gegen die umgehenden Gespenster des Realismus blieben sie wirkungslos. Es war ein liebliches Bild, als Hackenberg sprach. Vom Platz aus ergoß sich der gewichtige Strom seiner Worte in den weiten Saal. Die ganze Schar der Abgeordneten drängte auf die linke Seite des Hauses hinüber. Selbst seine katholischen Kollegen wandten während des langen Vortrags kein Auge von ihm ab. Eine solche Aufmerksamkeit wurde im Parlament nur selten gesehen. Würdevolles Schweigen des Zentrums und ein einmaliger, volltönender, wie unter dem Einfluß des kategorischen Imperativs abgegebner Bravoruf war der Lohn des Redners.

Die vorzüglichen Ausführungen des wackern Vorkämpfers für evangelische Freiheit im Rheinlande verdienen allerdings durch Abdruck des Protokolls weitesten Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Es ist zu bedauern, daß nicht wenigstens ein Teil des kirchengeschichtlichen Materials vorher der evangelischen Presse zur Verfügung gestellt war, um der entsetzlichen Verwirrung zu steuern, die andrerseits durch die Darstellung des Karfreitags als eines ausschließlich evangelischen Feiertages angestiftet war. — Dogmatische Differenzen wurden in der Rede Hackenbergs um des Friedens willen nicht zum Austrag gebracht, obgleich Jedermann weiß, daß diese der eigentliche Grund der verschiednen äußern Heilighaltung des Karfreitags sind. Die feine Polemik, die gegen die Einwendungen des Zentrums nur katholische Stimmen ins Feld führte, hatte vorübergehend im Hause große Bewegung hervorgerufen, und der vom Zentrum bestimmte Führer in der Debatte, Dr. Dittrich, ging ratlos von Freund zu Freund. Die Verblüffung hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Hackenberg nach Aufweisung des prinzipiell ökumenischen Charakters des Karfreitags für alle christlichen Denominationen nicht nur die Beschlüsse von einem Dutzend mittelalterlicher Synoden über die Heilighaltung des Karfreitags zitiren konnte, sondern sogar eine Gottesdienstordnung des Bischofs von Rottenburg aus dem Jahre 1839 verlas, wonach der Karfreitag von der Kirche als ein Tag der Trauer anzusehen sei und daher auch künftig unter Enthaltung von allen die Ruhe des Tages störenden Arbeiten gefeiert werden solle. Bei der Ausführung dieser bischöflichen Verordnung hatte ein katholischer Kirchenrat zugesetzt: Gewiß ist der Karfreitag wichtiger als jeder andre Feiertag; warum sollte also an demselben die knechtliche Arbeit nicht untersagt werden können?

Ein flüchtiger Hoffnungsschimmer leuchtete nach der Rede Hackenbergs den Freunden der ursprünglichen Vorlage auf. In der Fortsetzung der Debatte hatten plötzlich mehrere Redner ihr „evangelisches Herz" entdeckt. Das schien aber auch wirklich nur eine vorübergehende Gemütsstimmung des Herzens zu sein, die ihren Mittelpunkt nicht im Gewissen hatte. Bald darauf herrschte wieder der Schachergeist im Hause.

Wenn gelegentlich in den Reden verlautete, daß es evangelische Art sei, Gottesdienst auch im Familienkreise in der eignen Häuslichkeit zu feiern, daß diese stille religiöse Sammlung insbesondre am Karfreitage üblich sei und daher ein Verbot lärmender Arbeiten in der Nähe der Kirchen nicht genüge, so ist das nicht stark genug betont worden. Dieser Gedanke mußte in den Mittelpunkt der Erörterung gestellt werden. So gottvergessen war man nie, daß man den Gottesdienst gestört hätte, aber die kleinen Chikanen der katholischen Bevölkerung ließen in der evangelischen Minderheit das Gefühl eines wahrhaft ernsten Feiertages nicht recht aufkommen.

Das Einbringen des Vermittlungsantrages der konservativen Partei hat in evangelischen Kreisen große Entrüstung hervorgerufen. Wie ist es denkbar, daß diese Abgeordneten, die ihr Mandat fast ausnahmslos den Stimmen einer evangelischen Bevölkerung verdanken, die Empfindungen ihrer Wähler derart mit Füßen traten! Oder baute man bei diesem Vorgehen auf die allgemeine religiöse Gleichgiltigkeit? Die Taktlosigkeit der Partei, daß sie zum Sprecher für ihren, das evangelische Bewußtsein vollkommen in den Hintergrund drängenden Antrag den evangelischen Pfarrer Schall zuließ, darf ihr nicht so leicht vergessen werden. Man wird es sich noch energischer als aus frühern Anlässen verbitten müssen, daß die Rede dieses Geistlichen als der Ausdruck des evangelischen Bewußtseins im Volke angesehen wird.

Nun ist die Entscheidung gefallen. Welches sind ihre Folgen? In der Praxis bleibt doch wohl Alles beim Alten. Die Dungtonnen werden nach wie vor durch die Straßen rheinischer Städte am Karfreitag gefahren. In den Bannkreis der Kirche wagte man sich auch bisher nicht mit diesen Fuhren. Ob diese „Volkssitte" dann auch in Zukunft nur deswegen geübt wird, weil, wie Pfarrer Hackenberg mit feiner Ironie bemerkte, die katholische Bevölkerung von der besondern Heiligkeit des Tages auch einen besondern Segen für die Felder erhofft? — Vermehrt aber hat das Gesetz die soziale Ungerechtigkeit. Ein Fabrikant, dessen Betriebsräume zufällig in der Nähe eines gottesdienstlichen Raumes liegen, muß nunmehr den Betrieb schließen, während eine Straßenecke weiter sein Konkurrent fortarbeiten darf.

Besonders beachtenswert ist ferner Folgendes. Die Werktagsarbeit am Karfreitag konnte man bisher als eine Volkssitte auffassen, die von Seiten der Kirche geduldet wurde. Der Schmerz über die Thatsache, daß der unter päpstlicher Machtvollkommenheit dahinlebende Teil unsers Volks sich nicht entschließen konnte, den Gedenktag des unerschöpflichen Liebesopfers Jesu Christi mit uns als den ersten, strengsten und heiligsten Feiertag der Kirche zu betrachten und zu behandeln, durfte durch den Hinweis gemildert werden, daß in dem Musterlande des Katholizismus, in Spanien, der Karfreitag thatsächlich in der bei uns Protestanten üblichen Form als allgemeiner Feiertag Berücksichtigung findet. Um so klarer ist nun aus dem Verhalten der katholischen Partei der Regierungsvorlage gegenüber die Absicht der in Deutschland ansässigen Ultramontanen erkennbar, in allen erdenklichen Fragen einen Gegensatz zu den deutschen Volksgenossen evangelischen Glaubens aufrecht zu erhalten oder zu konstruiren, wo er geschichtlich und thatsächlich nicht vorhanden ist. Das dem eignen Urteil überlassene deutsch-katholische Volk hätte sicherlich gegen eine allgemeine bürgerliche Heilighaltung des stillen Freitags keinerlei Bedenken gehegt. Doch seine Führer wollen nicht zugeben, daß der Unterschied der Konfessionen durch die folgerichtige und offene Wiederanerkennung eines gemeinsamen Feiertages gemildert werde. Der Protestant ist ja ein Ketzer. Wie kann er verlangen, daß man mit ihm gemeinsame Sache mache! Besteht er auf historischem Rechte, so fälscht man eben seinerseits die Geschichte und redet dem in Abhängigkeit vom Beichtstuhl erzognen Volke ein, daß der katholische Glaube gefährdet sei, wenn man an einem gewissen Tage, der zufällig der Gedenktag des Todes Christi ist, zur bürgerlichen Arbeitseinstellung gezwungen werden solle. Da sind doch die „physiologischen" Gedenktage des Marienkultus weit wichtiger!

Damit aber nicht in Zukunft das Volk, eines Bessern belehrt, zu selbständigem Urteil erwache und der Wahrheit die Ehre gebe, verlangt man dann für den katholischen Volksteil eine nur von der Kirche abhängige rein katholische Volksschule.

Kurt Schindowski

Der erste Deutsch-evangelische Frauentag in Kassel

Es war ein großes und kühnes Unternehmen, unsre kirchlich gesinnten Frauen zu einer selbständigen Bearbeitung der Frauenfrage aufzurufen, sie, die gemeinhin einer derartigen öffentlichen Behandlung ihrer Standesfragen nichts weniger als geneigt sind. Die Dame, die beim Begrüßungsabend den Reigen eröffnete, sprach es denn auch offenherzig aus, daß den Kasseler Frauen der ganze Plan zuerst höchst unsympathisch gewesen sei. Um so mehr darf man sich freuen, daß dem Urheber dieses Wagnisses,

dem rastlosen Pfarrer Lic. Weber aus München-Gladbach dieser große Wurf gelungen ist: die Begründung des Deutsch-evangelischen Frauenbundes, eines neuen Gliedes in der Kette positiver sozialer Bestrebungen.*)

Der evangelische Frauenbund stellt sich als Seitenstück zur Stöcker-Weberschen kirchlich-sozialen Konferenz dar. Mit dieser hat er außer der christlich-sozialen Tendenz in dem von Stöcker geprägten und so mannhaft vertretnen Sinne insbesondre auch dies gemeinsam, daß er die pietistischen Gemeinschaftskreise für die Mitarbeit an der sozialen Bewegung zu interessiren sucht. Möglicherweise gelingt dieser Versuch bei den Frauen besser als bei den Männern dieser Kreise, die sich wohl schwerlich über den Jünglingsvereinshorizont werden erheben können. Die Führerin dieser auf spezifisch religiöse Beeinflussung ausgehenden Frauengruppe, Frau Ufer-Held aus Barmen, scheint wenigstens alles Zeug dazu zu haben, ihre warmherzige Arbeit an Dienstboten und Fabrikarbeiterinnen unter weitere Gesichtspunkte zu stellen und einer umfassendern religiös bestimmten Frauenbewegung einzugliedern. Sie nennt als Grundbedingung zu fruchtbarer Arbeit „geöffnete Augen für die Uebelstände der Zeit, herzliche Liebe, das Gefühl der Verantwortlichkeit den minder bevorzugten Schwestern gegenüber, die eigne Erfahrung des Heils in Christo" u. s. w. Ihr Vortrag über die evangelischen Jungfrauen-, Ladnerinnen- und Arbeiterinnenvereine bildete den Höhepunkt des Frauentages, eine hinreißende Apologie der Liebesthätigkeit des christlichen Weibes, auch äußerlich ein Muster der eindrucksvollen Redegabe einer gebildeten Frau. Nach Frau Gnauck-Kühnes Vortrag in Erfurt erfolgte nicht endenwollender Beifall, nach Frau Ufers Rede tiefe, weihevolle Stille.

Gerade ihr Auftreten war die beste Rechtfertigung des Frauentages. Es zeigte einerseits, welche außerordentlichen Kräfte in unsrer christlichen Frauenwelt noch verborgen liegen und der Sammlung warten, und sodann, daß man es in der That diesen spezifisch religiös orientirten Kreisen gar nicht ohne weiteres zumuten kann, mit der humanitären Frauenbewegung an einem Strange zu ziehen. Letztere Frage stand unausgesprochen im Brennpunkte des Interesses bei allen Verhandlungen: ihre Beantwortung entschied für die Existenzberechtigung des neuen Frauenbundes. Die Stellungnahme zur großen Organisation der deutschen Frauenvereine war gewiß eine delikate Aufgabe. Man muß bezeugen, daß die vorliegenden Klippen geschickt umschifft sind und das Problem befriedigend gelöst worden ist. Die hohen Verdienste dieser Vereine um die Hebung des weiblichen Geschlechts wurden freudig anerkannt, nach keiner Seite bemäkelt und herabgesetzt; daneben aber das volle Recht der Organisirung solcher Frauengruppen behauptet, die sich ganz bewußt von dem religiösen Gedanken bei ihrer Arbeit leiten lassen, nach dem Wort: Die Liebe Christi dringet uns also. Wenn es nun schon dem Manne schwer fällt, mit Leuten, die er für nicht völlig gleichgesinnt hält, in Aufgaben zusammenzuarbeiten, die für ihn Herzensanliegen sind, so ist solche Objektivität von der christlichen deutschen Frau noch viel weniger zu verlangen. Es wurde daher nach berühmten Mustern die Parole ausgegeben: Getrennt marschieren und, wo es möglich ist, vereint schlagen! Ob die Vertreterinnen des andern Standpunktes, die mit den Frauenvereinen zusammengehen wollten und eine besondre Sektion des großen Bundes zu bilden vorschlugen — übrigens ihre Sache sehr würdig vertraten —, mit dieser Lösung zufriedengestellt sind, ist mir allerdings nicht bekannt geworden. Jedenfalls fand aber Fräulein Auguste Förster, die Führerin dieser Gruppe, sowohl mit ihrem Vortrag über hauswirtschaftliche Frauenbildung wie in ihren ausgezeichneten Wohlfahrtseinrichtungen zu Kassel die gebührende vollste Anerkennung.

Mit dieser ersten Schwierigkeit, der korrekten Stellungnahme zur humanen Frauenbewegung, hing die zweite eng zusammen, der Versuch einer prinzipiellen Verständigung über den Begriff „Christlich-sozial," unter dessen Flagge der neue Frauenbund ja segeln wollte. Wenn die genaue Definition dieses deutungsfähigen Schlagworts schon Männern Kopfzerbrechen macht, so zeugt es erst recht von dem Ernste einer so bunt zusammengewürfelten Frauenversammlung, daß man sich auch an die Klärung dieses Problems tapfer heranmachte. Auf der einen Seite, bei Frau Ufers Gesinnungsgenossen, dem Verein der Freundinnen junger Mädchen und dem Vorständeverband der deutschen Jungfrauenvereine, wurde das Soziale mehr als ein Accidens, eine schöne Zuthat oder Frucht des Christlichen angesehen oder auch als ein Mittel zum geflissentlich christlichen Zweck: jedenfalls sollte es nicht durch ein „und" mit dem Christlichen verbunden werden, nicht neben dem Christlichen stehen, sondern nur „Hand in Hand" mit dem Christlichen gehn. „Wirtschaftliche und soziale Hilfe," heißt es in dem gerade zum Frauentag herausgekommnen Leitfaden für weibliche Jugendpflege,*) „kommt für uns nur unter dem höhern Gesichtspunkt insoweit in Betracht, als es sich um Hebung von Notständen handelt, die dem Wachstum christlichen Lebens im Einzelnen wie im Ganzen hemmend und hindernd im Wege stehn." Auf der andern Seite machte in sehr charakteristischer Weise der neue Geschäftsführer des Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke, der frühere Missionar Just, seinen Standpunkt als Vertreter eines rein humanitär-paritätischen Vereins dahin geltend, daß er dringend vor unlautrer Vermengung von christlichen und sozialen Tendenzen warnte. Merken die Heiden, erzählte er aus seiner Missionarserfahrung, daß man ihnen materiell hilft, um sie zu bekehren, so wenden sie sich alsbald ab; ebenso ists mit dem sozialen Wirken in Arbeiterkreisen: man muß helfen um der Not willen und bekehren um der Seele willen; das schielende Auge taugt nirgends, auch wo es nach dem Glauben schielt!

Ebenso betonte der Korreferent von Frau Ufer, Pastor Seiffert aus Berlin, die Selbständigkeit des sozialen Wirkens neben der religiösen Beeinflussung sehr energisch. Es war höchst merkwürdig, wie der Pastor sich einleitend zu entschuldigen hatte, nach dem tief erbaulichen Werberuf einer Frau nun soviel „flacher" reden und die wirtschaftliche Seite der Frauenarbeit hervorkehren zu müssen! Er vertrat geradezu den Gedanken von weiblichen Standes- und Berufsgenossenschaften, von Dienstbotengewerkvereinen, sprach, entgegen dem gewöhnlichen oberflächlichen Gerede von der putzsüchtigen Arbeiterin, die nicht Dienstmagd werden wolle, ein kräftiges Wörtlein für diesen verachteten Stand, in dem sich der sittliche Drang nach eigner freier Persönlichkeit kund gebe, und nahm sich namentlich der Hausbeamtinnen — Stützen, Kinderfräulein u. s. w. —, die noch viel mehr ausgebeutet würden als die Dienstmädchen, aufs wärmste an. Alle Art wirtschaftlicher Fürsorge für die nach Brot gehenden Mädchen und Frauen, vom zeitigen Ladenschluß und der „Sitzgelegenheit" an bis zur umfassenden Organisation der Stellenvermittlung mit festem Tarif, alle sittlich-wirtschaftlichen Hilfseinrichtungen, wie Bahnhofsmission, „die sich in der vorangehenden, mitgehenden, nachgehenden Fürsorge der reisenden jungen Mädchen aller Konfessionen und Stände annimmt," Wohnungsfürsorge in Herbergen, Mädchen- und Fräuleinheimen u. s. w., wurden gründlich besprochen.

---

*) Obiger Bericht ist uns ohne unser Zuthun von befreundeter Seite zugegangen. Ich selbst hätte die Versammlung gern besucht, aber der Christlichen Welt war nicht einmal das Programm zugeschickt worden, und ich hatte den Eindruck, daß die mit einberufenden Herren eine Erweiterung ihres Kreises nicht wünschten. Nun liegen auch minder enthusiastische Berichte vor als der obige, z. B. in Nr. 24 der Hilfe. Auch die Chronik der Christlichen Welt bringt, wie wir hören, in Nr. 27 einen weniger günstigen Bericht. Aber wie die Redaktion der Hilfe, so stehen auch wir auf dem Standpunkt, daß es auf den Verlauf der Verhandlungen in Kassel im Einzelnen gar nicht so sehr ankommt, daß man sich über das Gelingen des Wurfes im Großen nur freuen kann. Die Vertreterinnen der allgemeinen Frauenbewegung haben immer große Sorgen, wenn irgendwo eine konfessionelle Nebenbewegung sich regt. Aber das Gemeinsame wird seine Macht ausüben, und vorläufig liegt vielmehr daran, daß die christlichen Frauen aufwachen und sehen lernen. Sie werden schon in der Arbeit wachsen, und sie werden innerhalb der Kirche Aufgaben zu lösen finden, die die „humanen" Frauen doch nicht lösen. Eins nur darf man erwarten und im Interesse des Erfolgs wünschen, daß nämlich der christliche Frauenbund nicht allzuenge Bekenntnisschranken für sich aufrichte, sonst dürfte er sich die Wirkung sogar innerhalb der Kirche selbst verbauen. D H

*) Leitfaden für weibliche Jugendpflege. Ein Hilfsbuch für die Leitung von Jungfrauenvereinen. Im Auftrage des deutschen Vorstände-Verbandes herausgegeben von Paul Hasse. Berlin, Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes. 336 S. Geb. 2,80 Mk. Ein recht empfehlenswertes praktisches Handbuch.

Nicht minder war auch die Berufsbildung der Frauen für gewerbliche Thätigkeit mit Leitsätzen von Pfarrer **Weber** Gegenstand eingehender Beratung. Ferner die weibliche Krankenpflege mit einer höchst spannenden, aber friedlich abschließenden Auseinandersetzung zwischen den Vertretern der alten Diakonissenhäuser und dem Diakonieverein. Auch die Thätigkeit der Frau in der Armenpflege wurde von Frau **Scheven** aus Dresden sachgemäß behandelt: sie wies insbesondre auf das nachahmenswerte Beispiel der Stadt Leipzig hin, die bereits sieben Damen als städtische Beamte vorzugsweise zur Beaufsichtigung des Ziehkinderwesens angestellt hat, und forderte für die Frau Sitz und Stimme in den städtischen Armendeputationen. Ferner beschäftigte man sich mit der Lehrerinnenbildungsfrage nach einem trefflichen Vortrage von Fräulein **von Kästner**, die namentlich auf die mangelhafte weibliche Seminarbildung im Religionsunterricht hinwies. Auch gegen Alkohol und Unzucht und über die Fürsorge für die Gefallnen wurde eindrücklich geredet. Besonders wußte Fräulein **Gertrud Knutzen** aus Kassel, die zur Vorsitzenden des Frauenbundes gewählt war, tief anfassende Worte über die Pflichten der Mütter und Schwestern im Kampf wider gesellschaftliche Trinkunsitten zu finden.

Das Programm des ersten evangelischen Frauentages war also jedenfalls ein ungemein reichhaltiges. Alle Seiten der Frauenfrage kamen zur Behandlung außer der politischen, der von vornherein ausdrücklich als hier nicht in Frage kommend abgewinkt war. Diese Allseitigkeit des Programms war für den ersten Frauentag gewiß wohl überlegt: sie sollte zeigen, daß auch den evangelisch-christlichen Frauen im engern Sinne nichts Menschliches in der Frauenfrage fremd sei; für die Folge wäre eine weise Beschränkung des Stoffes doch sehr zu empfehlen, sonst leidet doch der Ernst und die Gründlichkeit der Behandlung unter dieser erdrückenden Ueberfülle.

Was nun aus dem Kindlein werden wird, wer wills voraussagen? Nach Schluß der Verhandlungen sahen jedenfalls die Taufpaten rosiger in die Zukunft als zu Beginn. Es war besser gegangen, als man erwartet hatte. Schon die gottesdienstliche Eröffnung mit einer verständnisvollen Predigt des Generalsuperintendenten **Lohr** war von guter Vorbedeutung. Oder sollte es Nichts zu bedeuten haben, wenn ein Generalsuperintendent heutzutage an sozialen Unternehmungen sich zu beteiligen wagt? Auch die formell größte Schwierigkeit, die Gewinnung eines geeigneten Präsidiums und die Art der beratenden Mitwirkung von Männern ist, wie es scheint, glücklich erledigt. Nachdem am ersten Tage Pfarrer Weber vergeblich eine Dame auf den Präsidentenstuhl zu ziehen gesucht und das Amt, einem Frauentage zu präsidiren, wohl oder übel selbst hatte übernehmen müssen, war in der Frühe des zweiten Tages die Statutenberatung zu einem befriedigenden Ende gediehen und ein wirklicher weiblicher Vorstand mit männlichen Beratern gewählt: und nun bewies Fräulein Knutzen auch sofort, daß sie ihrem Amt sehr wohl gewachsen war. Die mitwirkenden Männer fanden sich im Allgemeinen mit Würde in die ihnen hier zugewiesene Rolle, Gehilfen des Weibes zu sein, werden aber ihre Selbstverleugnung wohl noch weiter üben müssen.

Nach dem befriedigenden Anfang darf man also wohl auf einen gedeihlichen Fortgang für den Deutsch-evangelischen Frauenbund hoffen. Je weniger großartig er von vornherein wirken will, je mehr er es mit der Treue im Kleinen hält, um so besser werden seine Aussichten auf dauernden Bestand und wirksame Geltung sein!

Auch eine Erinnerung vom Evangelisch-sozialen Kongreß in Kiel

Am Sonnabend Vormittag folgte, nachdem die Tage der Beredsamkeit vorüber waren, eine immer noch ansehnliche Zahl von Kongreßteilnehmern einer durch den unermüdlichen Professor Tittus vermittelten Einladung zum Besuch der Kaiserlichen Werft. Ich glaube, der Besuch dieser Stätte der Arbeit und der That hat allen Teilnehmern große, unvergeßliche Eindrücke gebracht, Eindrücke von dem, was Menschenkraft, Verstand und Wille in unsern Tagen zu schaffen vermag auf technischem und auf moralisch-sozialem Gebiet. Es wird Niemand mit der Empfindung von Gaarden geschieden sein, daß wir, was uns einige Litteraten einreden wollen, in einer Zeit der Dekadence leben. Mögen vom fin de siècle reden, die aus dem Standort des Nachtcafés die Welt betrachten; wer mit offnen Augen die Dinge im Tageslicht sieht, der wird sagen, wir leben in einer Zeit mächtigsten Aufsteigens unsers Volkes, in einer Zeit zugleich sozialer Neubildung, die, bei allen Schwierigkeiten und Gefahren, die sie mit sich führt, zu einem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft alles Recht giebt.

Zuerst wurden die Arbeitsstätten der Werft besucht. Die liebenswürdige Führung und geduldig-faßliche Erklärung des Herrn Oberwerftdirektors von Ahlefeldt gab auch dem, der von der Schiffbaukunst wenig Kenntnis mitbrachte, eine Ahnung von dem langen Weg, den ein Panzerschiff in seinem Bau von dem ersten Grundriß auf dem Papier an zurücklegt, über den „Schnürboden," auf dem es mit allen seinen Teilen in Lebensgröße aufgezeichnet wird, durch die zahlreichen Werkstätten, in denen die einzelnen Teile zugerichtet werden, auf den Bauplatz, wo die Teile zu dem mächtigen haushohen Bau zusammengenietet und geschmiedet werden, bis endlich das stolze Werk in die Flut hinabgleiten kann. Für den, der es zum erstenmal sieht, ist es ein erstaunlicher Anblick, wie daumendicke Eisenplatten zerschnitten werden, mühelos, wie ein Knabe einen Pappdeckel mit der Schere zerschneidet, sodaß sich der abgeschnittene Eisenstreifen wie ein Papierstreifen aufrollt; oder wie der Bohrer ansetzt und in einen Eisen- oder Messingblock sicher und sachte eindringt, daß ein langer aufgerollter Metallspan aus dem Bohrloch aufsteigt; oder wie der Kran eine Last von tausend Zentnern anpackt und ohne Geräusch und Getöse aufhebt und an seinen Ort stellt. Mir summte das alte Chorlied des Sophokles im Ohr:

> Uebergewaltig ist Vieles auf Erden,
> Nichts gewaltiger als der Mensch!

Was wollen die Leistungen klobiger Cyklopenleiber gegen die Leistungen dieser Werkzeuge sagen, die mit dem Druck des Fingers geleitet werden! Das Mühelose, Selbstverständliche ist das am meisten Ueberraschende bei dieser Arbeit.

Aber noch ein Eindruck wartete unser, ein nicht geringerer, ein Eindruck von der Wirksamkeit moralischer Kräfte. Am Ausgang aus der Werft nahm uns Herr Frantzius, kaiserlicher Hafenbaudirektor, in Empfang, um uns durch sein Reich, durch den Bezirk der Wohlfahrtseinrichtungen zu führen, die mit der Werft in Verbindung stehen. Eine ganze kleine Arbeiterstadt ist neben der Werft entstanden; wo ich vor dreißig Jahren noch die Kühe weiden sah, da erheben sich jetzt, in reinlichen, breiten, mit jungen Bäumen bepflanzten Straßen schon gegen dreihundert schmucke Familienhäuser, von Arbeitern und Angestellten der Werft bewohnt. Je zwei der einstöckigen Häuser, jedes von einer Familie bewohnt, sind aneinander gebaut, davor ein im Schmuck von Frühlingsblumen, Stiefmütterchen, Goldlack, Tausendschön, auch die Rosen fehlen nicht, prangendes Vorgärtchen. Wir erbaten uns den Eintritt in ein Haus, der von dem Hausherrn, der vor dem Hause stand (es war eben Mittagspause), freundlichst gewährt wurde. Ein Flur, zwei Stuben und die Küche nahmen das Parterre ein; in der reinlichen Küche waltet die Hausfrau, drei rotbäckige Kinder um sich, das kleinste läßt sich noch den Reisbrei schmecken. Eine bequeme Treppe führt zum Dachgeschoß, das, nebst vielem Nebenraum, die Kinderschlafstube enthält. Hinter dem Haus liegt der Kraut- und Obstgarten, ja wirklich, mit Gemüse, Kartoffeln, Johannes- und Stachelbeersträuchern, Kirsch- und Pflaumenbäumen angebaut, auch hier fehlen die Blumen nicht. Eine Laube ladet zum Sitzen ein, die eigne Waschküche, in der auch eine Badewanne nicht fehlt, verspricht Reinlichkeit und schützt den nachbarlichen Frieden. Wir verstehen es, daß der Hausherr, ein noch jugendlicher Werftarbeiter, mit Stolz auf sein Heim blickt und erklärt: In eine Stadtwohnung zurück? nein, niemals. Und dies alles kostet? 17 Mark 75 Pfennige im Monat, mit Abgaben und Amortisation. Die Herstellung aber des Hauses kommt alles in allem auf 4008 Mark. Und woher das Geld für den Bau?

Allein aus Arbeitermitteln, ohne allen und jeden Zuschuß aus öffentlichen Kassen. Der Ueberschuß der Kantine, der Verkaufsstelle für Konsumtibilien aller Art, streckte das erste Baugeld vor; die Häuser werden unter den Arbeitern, die Mitglieder des Hauserwerbvereins sind, ausgelost; durch die steigende Amortisation wird die Schuld abgetragen und ein Baufonds gewonnen, der neue Anlagen in wachsender Progression möglich macht. Doch ich bin nicht imstande, die geschäftliche Seite des Betriebs des nähern darzulegen; vielleicht weiß der verehrte Herausgeber der Christlichen Welt dafür einen Sachkundigen zu gewinnen. Ich meine, es hätte wohl ein Interesse für zahlreiche Leser, einmal zu sehen, wie solche Arbeit gethan wird; für die Beredsamkeit wird ja noch ausreichender Raum bleiben.

Aber von Einem muß ich noch berichten, von dem „Erholungshaus" der Werftarbeiter, in das Herr Frantzius uns zuletzt führte. Es ist eben fertig geworden und eröffnet. Ein stattlicher Bau, mit ragendem Turm, auf umschauender Höhe, die mit Parkanlagen, die aber erst im Werden sind, geschmückt wird. Wir treten ein: ein paar große Wirtschaftssäle nehmen uns auf, einfach aber durchaus geschmackvoll eingerichtet, kein bürgerliches Gesellschaftshaus hätte sich der Einrichtung zu schämen. Die großen hohen Räume sind durch halbhohe Zwischenwände, Holz mit Lederbekleidung und lederbezognen Bänken, in geräumige Nischen geteilt, aus dem Fenster schweift der Blick über den Hafen auf die gegenüberliegende Stadt Kiel mit Kirchturm und Schloß, auf die weite Föhrde mit ihren bewaldeten Ufern, es ist ein wundervoller Platz: die Stadt Kiel hat ihm Nichts an die Seite zu setzen. An die Säle für den allgemeinen Verkehr stoßen Lese-, Musik-, Sitzungszimmer: in diesem unter Glas und Rahmen großgedruckt die Kaiserlichen Februarerlasse von 1890; es ist, als wollten sie sagen: Sieh hier vor Augen, was dir vorschwebte, als du jene Erlasse unterzeichnetest! Endlich noch ein Raum, der Mittelsaal des Baues: er geht durch die beiden Geschosse, mit Bühne und Emporen ausgestattet faßt er über tausend Personen. Es ist der Festsaal des Hauses, für Feste, Aufführungen, Konzerte, Vorträge, groß, luftig, hell, geschmackvoll, mit leichtgetönter Holztäfelung und Einrichtung ausgestattet, ein schöner Raum mit schönen Verhältnissen. Und die Kosten? 250000 Mark. Und woher das Geld? Aus Pfennigen, den Pfennigen des Bierkonsums: auf jede Flasche wird ein Pfennig Gewinn genommen; die sechstausend Arbeiter der Werft verbrauchen täglich etwa fünftausend Flaschen Bier, macht 50 Mark den Tag, 15000 Mark das Jahr. Zuerst wurde das achtzehn Hektar große Grundstück erworben, dann, mit Hilfe von Hypotheken, gebaut. So berichtet uns unser liebenswürdiger Führer.

Fürwahr, ein überwältigender Eindruck von dem, was der Pfennig vermag, wenn er gesammelt und von einem festen Willen zum Ziel geleitet wird! Es war ein ähnlicher Eindruck, wie man ihn drüben in den Werkstätten von der Arbeit der Maschinen erhielt: dort Naturkräfte in ihrer ruhigen, sichern, unwiderstehlichen Wirksamkeit, gebändigt und geführt durch Menschenhand, hier moralische Kräfte in ebenso stiller, unaufhaltsamer, zielstrebiger Wirksamkeit.

Eine neue Welt ist im Werden. Was auf dem Boden des modernen Großbetriebs nicht bloß auf technischem, sondern auch auf dem moralischen Gebiet neuer Lebensformen möglich ist, davon hat uns der Besuch in Gaarden Einiges sehen lassen. Sollte noch Jemand an die „Verelendungstheorie" glauben, der gehe nach Kiel und sehe, was mit den Mitteln des bloßen Arbeitsverdienstes heutzutage ermöglicht werden kann. In den kleinen Häusern in Gaarden wohnen nicht Lumpenproletarier, sondern behäbige Familien, deren Lebenshaltung hinter der kleinbürgerlicher Handwerksleute oder kleinbäuerlicher Existenzen gewiß nicht zurücksteht, sondern sie in mancher Hinsicht wohl übertrifft. Freilich weicht sie darin wesentlich ab, daß sie nicht die wirtschaftliche Selbständigkeit hat, die auch dem Kleinunternehmer eigen ist. Um so wichtiger ist es, daß unsre Staatsmänner sehen lernen, daß hier eine neue Schicht von Arbeitern entstanden ist, die nicht in den alten Abhängigkeitsverhältnissen festgehalten werden kann, wie sie in der feudalen Gesellschaftsordnung möglich war. Es sind freie und selbstbewußte Männer, die in jenen Häusern wohnen und in jenen Werken arbeiten; man muß sich entschließen, sie als solche zu behandeln, um mit ihnen in Frieden zu leben, was denn nicht ausschließt, daß man ihnen Führung und Anleitung zur Neuorganisation des Lebens anbietet und zur Verfügung stellt. Hätte der Kaiser Cadinen und daneben die Arbeiterstadt in Gaarden ein paar Jahre vorher gesehen, vielleicht wäre uns die „Zuchthausvorlage" erspart geblieben.

Friedrich Paulsen

Oedipus oder das Rätsel des Lebens

Von Gertrud Prellwitz

3

Der dritte Akt führt uns nach Theben. Rat und Volk sind in höchster Verwirrung durch die Nachricht vom Tode des Königs; soll man nicht lieber in die phönizische Heimat zurückkehren und der Sphinx entfliehen? Schon haben die Parteien sich Könige erkoren, man bedrängt die verwitwete Königin, selber den neuen König zu bestimmen und ihm ihre Hand zu reichen; sie selber aber will sich keinem Andern vermählen, als wer das Testament des Laios vollzieht, das Rätsel der Sphinx löst. Schon sind die Schwerter der Bürger gegen die Bürger gezückt; da tritt Oedipus auf, er will Theben erlösen und die Sphinx stürzen. Der strahlende Jüngling bezaubert die Herzen. Man steckt die Schwerter ein und beschließt, der Stimme des Gottes zu gehorchen. Am folgenden Tage, wann der Gott strahlend heraufsteigt, soll nach feierlicher Handlung Oedipus der Sphinx die Antwort geben. — Nun folgt eine schöne Szene zwischen Jokaste und Oedipus. Sie ist die rechte Mutter ihres Sohnes, eine Natur, zur Freude geschaffen — wie die Vöglein, die ihr Jubellied singen im Frühling der Sonne entgegen —, in den schweren Jahren voller heißer Sehnsucht nach Glück und Jauchzen, freilich ohne die Tiefe ihres Sohnes: eine Natur, die ihrer Art nach das Rätsel der Welt nicht kennt. Sie fühlen beide eine tief-geheime Verwandtschaft, wie zwischen Mutter und Sohn (ein besonders feiner Zug), ach, aber die Armen mißverstehen dies Band. Das trauernde Herz des Weibes sehnt sich nach der Sonne:

> Knabe, was weckt mir doch dein Bild alle die alten Lieder, die nun so lange verhallten — du gleichst ihm [dem Gemahl] nicht, und doch, wenn ich dich sehe, Erinnerung erwacht mir jubelnd und klagend!
>
> Ach ich hab ihn geliebt! Aber das Lied, das in mir sang, früh mußte es zitternd den Kopf unter den Flügel bergen und bitter klagen von verheerten Blüten! Was kommst du und rufst mir den lachenden Lenz zurück, mein Herz hebt sich auf und will glauben an Frühling — ach, und er ging doch dahin!

Und auch in Oedipus' Herzen ist ein heimliches Feuer entglommen:

> Der Frühling, ach, Königin, der flog vor mir her auf goldnen Schwingen, als ich auszog von Korinth! Ein knospendes Erwarten war überall, und wie er kam, da erhob sich ein Singen — neben mir und unter mir und über mir lief es und flog es und hüpfte es und sang es — und sang es! — Ach ein wundersüßes Lied — ich stand unter den Bäumen und lauschte und flehte: Ach könnte ich das Lied nur verstehn —!
>
> Heut aber, da ich selig erwachte an der blühenden Schlucht des Kithäron, da hatt ichs gelernt im Schlaf! Da verstand ich die Vöglein und all das singende Jauchzen, — klingt es auch anders aus jeder Brust, es ist doch immer dasselbe Lied, es ist das alte selige Lied vom Glück — und, Königin, ach — von Liebe!

So neigen sich zwei reine, Frühling und Sonne begehrende Herzen einander zu, und es sind — Mutter und Kind! — Hier hat es die Dichterin verstanden, diese Klippe, die das Verhälnis der Beiden für unser Empfinden bietet, glücklich zu umschiffen: die Szene ist voll von süßem Wohllaut und zarter Keuschheit und zugleich — unausgesprochen — von tiefer Traurigkeit.

Der vierte Akt schildert zunächst in einer gewaltigen Szene den Sturz der Sphinx: in der Dämmerung des Morgens ist das Volk versammelt zu Opfer und Gebet; ein mächtiger Hymnus, antiken Liedern nachgeahmt, steigt zum Gott der Sonne empor: „Erlöser, leucht' herauf nun!" Die Sonne geht auf; alles Volk fällt nieder, Todesschweigen rings umher. Oedipus tritt tieferschüttert zur Sphinx:

Die du gestiegen aus dunkeln Nächten, daß du mit Rätseln der Tiefe dräust,
Mich sandte der Gott, dein Wort zu entwirren, auf, Sphinx, sprich deinen Spruch!

Sphinx (dumpf und langsam):
Der du gehörst den dunkeln Mächten, die da weben die Rätsel der Welt,
Sandte der Gott dich, mein Wort zu lösen — Weh, weh, Oedipus!

Oedipus:
Klage, du Tochter des Dunkels, klage! Phöbus Apollo, der siegende Gott,
Stürzt mit dem Wahrheitswort seines Mundes jetzt dich zurück ewig in Nacht!

Sphinx:
Dunkel geborner, weh ich klage, klage dein grauses Geschick,
Mußt du schauen die blendende Wahrheit, wird dein Glück sinken in Nacht!

Oedipus:
Wahrheit ist Glück! Wahrheit ist Wonne! Wahrheit zu wissen in Irrtums Nacht,
Hat mich der Gott in Liebe erkoren, das Volk zu retten aus Dunkels Macht!

Sphinx:
Wahrheit ist Weh! Wissen Entsagung! wandelt in Fluch dein lachendes Glück!
Dunkelgeborner! Wahrheit-erkorner! fliehe, flieh dein grauses Geschick!

Oedipus (voll Grauen):
Sphinx, du dunkles, du schauriges Rätsel, laß das Raunen von dunklem Geschick!
Wahrheit zu künden, erkor mich der Gott! Sprich deinen Spruch, ich erfüll mein Geschick!

Und nun erklingt das schaurige Rätsel, auch ihm in der Sprache seines Lebens:

Dunkel geboren, vom Sturmwind getrieben, auf ewig versinkend in dunkle Nacht?

Und Oedipus spricht die Lösung, jetzt ihm selber noch halb unverständlich, aber in kurzem nur allzu vertraut:

Menschliches Leben, freudig entbrennend, — fallend, fallend in Fluch und Nacht?!

(Taumelt zurück mit Entsetzen)
— — — Seligem Ziele treibt freudige Flamme liebend der Hauch des Hohen zu.
Wehe, was lauscht sie den lockenden Liedern, wehe, die tönen aus Tiefen der Nacht, —
Und sie sträubt sich dem heiligen Gotte, und verfällt in Fluch — das Schicksal heißt Schuld!

Mit Weheruf über Oedipus stürzt die Sphinx in den Abgrund. Das also ist das Rätsel des Lebens, *seines* Lebens: Schuld heißt die Lösung: er selber ist die freudige Flamme, die der Sturmwind des Gottes bläst! Wehe, wenn er sich dem Gotte sträubt; so wird er fallen und fällt schon in Fluch und Nacht und Schuld! Dies ist das Thema des Folgenden. Die Fortsetzung ist — wie es die Dichterin liebt — voll von erschütternden Kontrasten: das Volk, trunken vor Freude über den Sturz der Sphinx, ruft ihn zum König aus; Jokaste setzt ihm die Krone auf und reicht ihm die Hand; aber Oedipus bricht zusammen, laut aufschreiend: „Wehe, das Rätsel vom Leben!"; er ahnt es, daß das Rätsel über sein eigen Leben handelt. Und nun, als er allein mit Jokaste ist, während schon die Flöten zum Hochzeitlied aus der Ferne tönen, wird ihm Gewißheit: der Gott will, er solle entsagen! Zu lange aber hat er schon gehorcht auf das Zauberlied vom Glück.

Es singen es ja alle, die Kinder der Natur, und da jauchzen sie, trunken von Liebe und Glück, ich aber, ich darf nicht —! Es klingt der Frühling in der Menschenbrust, und Frevel heißt seine Weise.

Denn anders sind die Vögel in den Lüften und anders ist der Mensch; sie dürfen sich freuen und dürfen thun, was die Natur sie heißt; aber der Mensch hört die Stimme des Gottes und soll entsagen, wenn er gebietet. Und doch kann sein Herz dem Glück nicht entsagen!

Ach, daß du — daß du meine Mutter wärest! — — Ach dem freundlichen Gott vertrauen, das war so leicht! Aber dem heiligen gehorchen —!

Und flehend breitet sie selber ihre Arme aus; sie hört die Stimme des Gottes ja nicht, sie selber ein Wesen wie der Vogel auf den Zweigen. Da wird er dem Gott ungehorsam. Er bleibt. Und er bleibt auch, als der Gott ihn noch einmal warnt: auf dem Wege des Hochzeitszuges errät er aus den Worten des Volkes, daß er selber den Laios erschlagen hat. Er widersteht dem Gott, der ihm das Glück versagt.

4

Der *fünfte* Akt zeigt, wie Oedipus sich wieder aus der Schuld erhebt. Auf den Rausch ist schnell die Ernüchterung gefolgt. Noch weiß er nicht, welch schrecklicher Frevel auf ihm lastet; er weiß nur, daß er Laios erschlagen hat, aber noch nicht, wer Laios und Jokaste sind. Das Verbrechen aber, das er auf sich fühlt, ist nicht dies, daß er Laios getötet hat, in Ungeduld, sinnlos, noch daß er seinem Weibe sich vermählt hat, obwohl er schon wußte, daß er der Mörder ihres Gatten sei:

Es giebt nur ein Verbrechen in der weiten Welt, nur eines giebt es, das verbrach ich! Der Gott — siehst du, ich wußte ja nicht, warum, aber ich wußte, er zwang mich fort — und ich wußte, ich hatte zu wählen zwischen ihm und der Nacht, — und ich wählte die Nacht! Und den Gott, der mich liebte, den verstieß ich —!

Ach Jokaste, ich hab dich lieb, aber das Glück bist du nicht — das Glück, das ist der Gott, und ich habe ihn verstoßen! [Nun muß ich fühlen] all den Schmerz, all die brennende Thränenqual, all die Angst der Leere, der entsetzlichen Leere in der dunkeln, dunkeln Tiefe den Schmerz nach dem Licht.

Da wiegen sie sich in seinem Licht, die seligen Vöglein, die brauchen nicht heilig zu sein, die singen die Lieder — und wissen nichts von Schuld, und wissen nicht, wie selig sie sind! Ich auch war selig! Und wußte es nicht! Jetzt wüßt ichs! — Und nun breite ich sehnend die Arme aus, und fern ist er, fern!

Ach, säh er mich an, mit dem vernichtenden Blick, daß, wenn ich verginge vor ihm, ich ihn doch fühlte, ihn fühlte!

Jokaste, aber — wenn er fern bleibt — dann will ich mir die Augen ausstechen, die den Gott nicht mehr schauen, dann will ich fliehen durch die fürchterliche Nacht, ruhelos, friedlos, mit den Schmerzen der Sehnsucht!

So hat Oedipus, noch ehe er weiß, welchen Frevel er begangen hat, die eine wahre Schuld, die er *wissend* begangen hat, erkannt, und eben durch diese Sehnsucht nach Gottesgemeinschaft hat er den Weg zurückgefunden zum lichten Gott. Es geschieht, wie er sich ersehnt hat: der Gott kommt mit seiner Wahrheit, ihn zerschmetternd und ihn erhebend.

Oedipus hat die Geronten berufen, er ruft sie auf, Laios' Mord zu rächen. Er selbst enthüllt, daß er der Mörder sei; er hofft, unter den Schwertern der Thebaner zu sterben und die Schuld zu sühnen. Aber Niemand will den gottgesandten lichten jungen König töten; auch Barkas, der einst selbst nach der Krone getrachtet hat, des neuen Königs Feind, jetzt von seinem Edelmut überwunden und begeistert für den jungen König, den Gesandten des Gottes, verkündet nun das Orakel des Gottes, das er bekommen haben will, daß der Gott selber durch die Hand seines Boten Laios getötet habe um jener alten Schuld willen, die auf Laios liegt, daß er sein Söhnlein geopfert in der Schlucht des Kithäron vor sechzehn Jahren mit durchstochnen Füßen. So erfährt Oedipus, wer er ist. Ein entsetzlicher Augenblick!

Der Gott kommt! Ich habe den Vater gemordet! Und der Mutter, der Mutter — Blindheit! Blindheit! Blindheit! Daß ich die Nacht nicht seh!

Eine schauervolle Szene folgt: das Volk der Thebaner, eben noch jauchzend über die Hilfe des lichten Gottes, schmeckt jetzt die Lösung des Welträtsels, die König Laios schaudernd kommen sah; mit schwerem Fittich liegt die Nacht auf allem Volk: alle die finstern Gedanken des Stücks erklingen hier noch einmal im tiefen vollen Akkord:

Wehe, das Schicksal, das furchtbare Schicksal! Wir hören rauschen den schaurigen Fittich.

Unerkannt den Vater getötet, unerkannt der Mutter vermählt! O furchtbarer Fluch des schaurigen Schicksals, zum Fallstrick gelegt den freudigen Menschen!

Die Macht der Nacht hält uns alle umfangen!

Hört ihr es wehen? König Laios' Geist geht klagend umher.

Er klagt der Menschheit fluchvolles Los: die Starken stürzen, die Freudigen fallen!

Strebend zur Sonne, sinkend in Nacht, wozu ward der Mensch!

Das Beste ist, nie geboren zu sein! Das Beste darnach, früh zu sterben!

Wehe, wehe, Menschenlos!

Was ist der Mensch! Ein Spielball ist er zu achtlosem Spiel in fluchvoller Mächte frevler Hand!

Wehe, wehe, was sind die Götter! Diesen liebte der Gott und konnte ihn nicht schützen vor dem furchtbaren Schicksal!

Jokaste geht hin und stürzt sich von der Stadtmauer hinab. — Aber während Alles vergehen will vor Grauen und Angst, ist der Gott wieder gekommen zu seinem Liebling und hat die Sehnsucht seines Herzens nach Gemeinschaft mit ihm gestillt; die innern Augen des blinden Sehers sind voll vom Lichte des Gottes, und jetzt erkennt er das Geheimnis seines Lebens: all der schreckliche Zufall, der solche Frevel auf ihn lud, all die Verführung, der er nicht widerstehen konnte, Alles ist Werk des Gottes! Auch die Worte der Sphinx, die ihn so entsetzten, die innere Stimme, die ihn vor der Ehe mit Jokaste so deutlich warnte, Alles erkennt er als Gottes Wort! Nicht Nacht und Licht streiten um die Welt; es giebt keine Nacht! Alles ist Licht!

Oedipus, du blinder Seher, was siehst du?

Ich sehe das Licht! Was durch die Nacht geht, Freunde, das dunkle Schicksal, das ist verhüllt ja der Gott des Lichts!

Du Rätsel des Lebens, Schuld und Schmerz, nun lernt ich dich lösen! Mit Schuld und Schmerzen lernt ich dich lösen, — furchtbar erringen mußt ich die Wahrheit, — nicht schenkt sie der Gott dem, den er liebt! — Wie hell liegt das Leben vor meiner sehenden Seele! Es ist ja der Weg zu dem Licht! Durch Schuld und Schmerzen der grausige Weg — es führt kein andrer Weg hinan — ! —

Lichte Schleier senken sich hernieder und hüllen ihn ein; Phöbus Apollo kommt, ihn zu holen, ein Gott wird Oedipus. Zuletzt erklingen noch aus dem Licht heraus seine Worte:

Meine Brüder, kämpft! Ringt euch hinan! Dringt durch die Hüllen, dringt zu dem Licht! Im Lichte, da liegt unser Leben!

5

Aus diesem kurzen Bericht wird man ersehen, welcher Art dies Drama ist. Es ist nicht sowohl eine Dramatisirung und psychologische Vertiefung des alten Stoffes, sondern es ist in erster Linie eine Gedankendichtung philosophischen oder richtiger religiösen Inhalts. Es kommt darin also in erster Linie nicht sowohl auf das äußere Geschehen, sondern eigentlich — und in höherm Grade, als wir dies sonst gewohnt sind — auf das innere Erleben der Helden an; im letzten Grunde aber verschwindet auch dieses wieder unter einer andern höhern Betrachtung, die das ganze Drama durchzieht: die Helden selbst und ihre Erlebnisse sind Typen menschlichen Wesens überhaupt: Jokaste ist die reine Seele, die die Schuld und das Rätsel nicht kennt; Laios der Gott vergessende Zweifler und Grübler, der nicht das Opfer seiner Selbstsucht bringt und den das Rätsel zermürbt; Oedipus aber die Seele, die nach frommer gottinniger Jugend, durch Sünde und Gottverlassenheit hindurch den Gott wiederfindet und das Rätsel der Welt löst; dies Kadmosgeschlecht, dem es verheißen ist, zu den Göttern berufen zu werden, ist ein Bild der Menschheit, die trotz aller Schuld und allen Frevels doch die Verheißung hat, zu Gott zu kommen; die Gesetze aber, die sich an diesen Menschen vollziehen, das sind die Gesetze alles menschlichen Lebens. So ist also dies Drama in drei Stockwerken auferbaut: der naive Zuschauer mag sich an der sinnenfälligen Handlung ergötzen, der tiefere wird die geistigen Erlebnisse des Helden erkennen, der Eingeweihte aber dringt durch diese Schleier hindurch zu dem Wesen der Dinge, zu den großen Wahrheiten, die im Hintergrunde liegen. Der Kirchenhistoriker wird sich bei dieser Beschreibung wundersam erinnert fühlen an uralte geistige Schöpfungen, die längst verstorben und begraben zu sein schienen, an den Aufbau der gnostischen Systeme. Man wird die Art dieses Dramas (das man mit gewissem Recht mit der „Versunknen Glocke“ vergleichen könnte, das aber andrerseits durch größere Klarheit und Tiefe sich von ihm unterscheidet) am besten vielleicht mit dem Wort „Mysterium“ bezeichnen. Der Aesthetiker mag unserthalb gern darüber verhandeln, ob ein solches Drama der Idee nach möglich sei oder nicht; der moderne Leser aber — wie er nun einmal ist — voll tiefen Mißtrauens gegen jede ästhetische Theorie, wird lieber das Drama selbst befragen: ein wirkliches großes Kunstwerk ist es dann, wenn diese drei Elemente, die es enthält, sich nicht untereinander stören, sondern heben und fördern.

Die Verfasserin verfügt über mancherlei große, schätzenswerte Kräfte, um diese Aufgabe zu lösen. Vor allem hat sie eine einzige Gabe, Stimmungen zu erwecken; diese besondre Art,

die das ganze Drama charakterisirt, erinnert in ihrer eigentümlichen, das Gemüt treffenden Gewalt an Musik; genauer dürfte man sagen: diese eigentümliche Kraft, Unsagbares und Niegehörtes dem Empfinden mitzuteilen und die Töne zu wunderbaren Akkorden zusammenzufügen, erinnert unwillkürlich an Wagnersche Kunst. Auch Einzelheiten ließen sich vergleichen: Die Verfasserin liebt es, durch Wiederholungen desselben Gedankens oder Bildes zu wirken, die sich Leitmotiven vergleichbar durch die Dichtung schlingen. Wenn also die Kraft, dem Leser die Saiten in der Brust zu rühren, die eigentliche Gabe des Dichters ist, so muß man die hohe poetische Begabung der Verfasserin anerkennen. Zugleich übt die Dichterin die beneidenswerte Kunst, tiefste Wahrheiten in kürzeste Form zu pressen, daß sie mit Gewalt ans Herz dringen; oft ist es dem Leser, wie wenn sein Fuß plötzlich den Abgrund trifft, wo sich vor seinem Blick eine unergründliche Tiefe aufthut. Auch die dramatische Kraft der Dichterin verdient Anerkennung; das Drama spannt in hohem Grade; es ist reich an überraschenden Wechselfällen, und zugleich ist sein Aufbau durchsichtig und einfach. Einige der Szenen sind mit Wucht wie Cyklopenmauern getürmt; das Meisterstück darin aber ist doch der liebliche erste Akt, die zarte Introduktion des groß gedachten Stückes. Besonders erstaunt man über die wunderbare Durchdringung des alten Stoffs mit den modernen Gedanken: man hat die Empfindung, als ob der Stoff für diese Ideen geradezu prädestinirt wäre. Andrerseits verrät sich die Kehrseite dieser Kunst, oder muß ich sagen: die Hand der Anfängerin an Manchem, was die Wirkung des Dramas aufhält. Von den beiden Hauptfiguren ist Oedipus eine glaubhafte, geschaute, freilich nicht allgemein ohne weiteres verständliche Natur. Denn wenn unter den Theologen das Wissen um das eigentlich Prophetische einstweilen noch eine Art Geheimwissen ist, was soll man dann von Nichttheologen erwarten? Aber vielleicht wird ein empfänglicher und nicht durch Vorurteile befangner Geist gerade aus solchem Drama das Prophetische lernen, besser jedenfalls als aus den Abhandlungen der Theologen! Die Schilderung des Laios erscheint mir psychologisch nicht einwandfrei: aus Ehrgeiz findet man das Rätsel der Welt als Erster nicht. Die übrigen Figuren sind nur mit zarten Farben und andeutungsweise gemalt; dies ist wohl durch die Natur eines solchen „Mysteriums“ gegeben, aber es wäre wünschenswert, daß das Auge im Drama mehr buntes Leben sähe. Auch gegen die Fügung der Fabel läßt sich Manches sagen, was hier nicht weiter ausgeführt werden soll. Die Hauptschwierigkeit aber, mit der die Dichterin einstweilen noch kämpft, ist die, daß es ihr noch nicht ganz gelingt, die Gestalten, Vorgänge und Wahrheiten, die sie im Innern schaut, mit voller Deutlichkeit dem Auge des Hörers darzustellen; es bleibt auch bei mehrmaliger Lektüre mancherlei dunkel. Das Drama aber, das seiner Art nach im Fluge vorüberrauscht, muß deutlich und überdeutlich sein!

Doch genug der Ausstellungen, die uns die Freude am Drama nicht verderben sollen. Die Verfasserin ist eine denkende, bewußte Künstlerin, die nach dem Höchsten strebt; ihr letztes Wort hat sie noch nicht gesprochen, wenn es ihr — wie wir hoffen — beschieden ist, den Weg zu gehen, wird sie ihn finden ohne unsern Rat. Wir aber wollen uns freuen, daß uns eine solche Dichternatur erstanden ist, die es erstrebt, die Religion — und unsre Religion — in ihr altes wahres Recht in der Kunst wieder einzusetzen. **Hermann Gunkel**

Verschiedenes

Das monarchische Bewußtsein im Volk ist nicht so sehr, wie Viele glauben, von dem korrekten persönlichen Verhalten des Monarchen abhängig. Es ist ein Zeichen politischer Unreife, wenn man durch einzelne Worte oder Handlungen des Monarchen sich die Freude am monarchischen Prinzip stören oder gar rauben läßt. Für die Masse des Volks wird eine ausgeprägte kraftvolle Persönlichkeit auf dem Thron besonders eindrucksvoll sein, unangesehen ob mit den starken Tugenden auch starke Untugenden sich mischen. Gefährdend ist für das monarchische Bewußtsein in unsern konstitutionellen Staaten nur, wenn „im Namen des Königs“ das Recht gebeugt und von den Behörden im parteiischen Klasseninteresse regiert wird. Ist wo das parlamentarische Regierungssystem gesetzlich eingeführt, so korrigirt sich dort die in der Herrschaft einseitiger Parteigruppen liegende Unbilligkeit durch den Wechsel des

Herrschaftsbesitzes. Aber in Deutschland haben wir kein parlamentarisches Regiment, das den verschiednen Parteien gestattete, heute die Zügel zu ergreifen, um morgen zu stürzen. Wir haben eine monarchische Regierung und wollen sie haben, aber dann eben wirklich eine solche, die über den Parteiinteressen und über den Klassenkämpfen steht. Je mehr diese Stellung in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung vor allem Volk zum öffentlichen Ausdruck kommt, desto lebendiger wird bei uns das monarchische Bewußtsein bleiben, desto fester steht bei uns die Monarchie. R

Zur Beachtung! Oesterreichisches. Unsre Leser fanden in Nr. 25 im Anzeigenteil eine Aufforderung, auf das Blatt „Los von Rom!" zu abonniren. Aber nicht nur uns, sondern auch Andern ist es so ergangen, daß Zuschriften an die dort angegebne Adresse zurückkamen mit dem postalischen Vermerk: Retour. Blatt Los von Rom existirt nicht. Es fragt sich nun, ob Schwindel vorliegt oder Mystifikation oder eine Staatshandlung. Unsre weiteren Nachforschungen haben noch kein Ergebnis erzielt, das wir mitteilen möchten. R

Graf Hoensbroech, sein Prozeß und die öffentliche Meinung. Von Graf Wintzingerode-Bodenstein. Leipzig, Carl Braun, 1899. 24 S. 40 Pfge.

Wenn ein Mann wie Graf Wintzingerode zur Feder greift, um für den Grafen Hoensbroech öffentlich einzutreten, so kann es um dessen Sache nicht schlecht stehen. Wir haben im November v. J. zu der Katastrophe geschwiegen, die über den Grafen Hoensbroech hereinbrach. Nicht weil wir keinen innern Anteil an ihr genommen hätten. Im Gegenteil, Frankfurt stand damals seltsamerweise mitten drin in der Aufregung um das Ereignis: an demselben Tage, der die letzte Erklärung Hoensbroechs in eigner Sache mit seinem Verzicht auf die Leitung der Täglichen Rundschau brachte, sollte er einen Vortrag in Frankfurt halten; der größte Saal war ausverkauft — das will bei einer kirchlichen, evangelischen Aktion in Frankfurt Etwas sagen —, und nun spielte der Draht herüber und hinüber, und Hoensbroech kam nicht. Der Frankfurter Zweigverein hat treu zu ihm gehalten bis zuletzt; er hätte nur kommen müssen und sprechen, wir wären zu ihm gestanden; wir verschoben die Versammlung und warteten, Hoensbroech kam nicht, und wir mußten unter dem Gelächter der Stadt die Eintrittsgelder wieder zurückzahlen. So empfanden wir das Peinliche des Falles am eignen Leibe mit. Aber das Alles hätte uns Nichts gemacht, wenn wir nur Eins gehabt hätten: ein klares Wort, eine klare That Hoensbroechs selbst.

Dies bringt uns nun auch die Schrift des Grafen Wintzingerode nicht. Und wir waren erst der Meinung, wie wir in der Christlichen Welt damals geschwiegen haben in Hoffnung, so wäre auch noch für längere Zeit Schweigen der beste Freundschaftsdienst, den man Hoensbroech leisten könnte, bis ihm selbst sich wieder Mut und Zunge lösten. Aber nachdem wir die Schrift gelesen haben, wissen wir dem Verfasser Dank dafür. Es war zuviel Jämmerlichkeit damals auf Seiten unsrer nichtultramontanen Presse, zuviel Kritiklosigkeit und Schadenfreude, als daß in der ruhiger gewordnen Zeit nicht ein Freundeswort Aussicht hätte, auf billiger Denkende Eindruck zu machen. Und eben nachdem Hoensbroech von seinem Verleger und von weiten Kreisen draußen in dieser Weise fallen gelassen wurde, ist es vielleicht das rechte Mittel, ihm den Nacken zu stählen und ihm den Mut des freien Auftretens wieder zurückzugeben, daß ein Ehrenmann vor allem Volk offen für ihn eintritt. Wir laden unsre Leser dringend ein, das Schriftchen zu lesen und mit uns weiter zu hoffen, daß Hoensbroech selber die Kraft wiederfinden wird, von seinem Fall aufzustehn. Denn seine letzte moralische Rechtfertigung kann kein Andrer für ihn leisten, sondern nur er selbst. Nicht Enthüllungen über das Vergangne gilts — darüber hat man Urteil genug, wenn man will, auf Grund der Wintzingerodeschen Schrift —, sondern neuen Trotz und neue Schaffensfreudigkeit. R

Ein Buch für Eltern und Erzieher. Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. Von Dr. Adolf Matthias. Zweite Auflage. München, Beck. 1898. Gebunden 4, ungebunden 3 Mk.

Die pädagogische Litteratur steht in dem Rufe einer gewissen Langweiligkeit, eines doktrinären, schulmeisterlichen Tones. Da ist es doppelt erfreulich, einmal ein Buch wie das von Matthias dargeboten zu bekommen, welches den Beweis bringt, daß die erwähnten Fehler auch wohl zu vermeiden sind. Wie frischer Morgenwind weht es uns aus dem Buche entgegen. Da ist Nichts zu vernehmen von gewohnter trockener Wohlweisheit, von Pedanterie und Schulmeisterei. In gewandtem Stil, in packender Sprache, mit Frische und oft köstlichem Humor ist das Buch geschrieben von der ersten Seite bis zur letzten. Mag auch nicht jede Erfahrung, jeder Ratschlag neu sein — neu ist die Form, in der Alles gesagt wird. Dabei entdecken wir überall die Beziehungen zu den edelsten Vorbildern der Litteratur. Der Verfasser zeigt ein feines Verständnis des jugendlichen Seelenlebens. Eine optimistische Lebensanschauung, ein freudiger Ton geht durch das ganze Werkchen. So verzweifelt Matthias nicht an „Benjamin," auch wenn dieser einmal in der Schule sitzen bleiben sollte; anderseits schaut er dem Ernst des Erziehungswerkes mit Ernst ins Angesicht. — In keiner Frage ist er extrem; überall scheint ihm die goldne Mittelstraße die beste und die sicher zum Ziele führende zu sein. Nirgends finden wir starre Gesetzlichkeit, das Buch atmet vielmehr freien evangelischen Geist. Kurz, gesund sind durchweg die Anschauungen, die es vertritt. Auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte können wir nicht eingehen, so verlockend es auch wäre, hier ein Kapitel wie „Benjamins Frömmigkeit" näher zu besprechen. Das Buch will selbst gelesen sein.

Der Verfasser widmet es „seiner getreuen Erziehungsgefährtin"; er hat sicher gewußt, weshalb er dies — sie selbst überraschend — gethan hat. Die Erziehung ist eben gemeinsames Werk; dessen muß sich jedes Elternpaar, wenn es dies Buch mit wirklichem Nutzen lesen will, stets bewußt sein; beide Eltern müssen, wie Matthias einmal sagt, „am gleichen Strang ziehen." Dann aber gedeiht auch die Erziehung, wenn sie nach den Grundsätzen unsers Buches geleitet wird. R H

Eine Klage an unsre Leser. Im Anzeigenteil unsers Blattes hat mehrere Nummern hindurch ein erholungsbedürftiges Fräulein Aufnahme in ein christliches Haus gesucht, dafür bereit, nach dem Maße ihrer Kraft sich nützlich zu machen. Sie gab sich dabei als geprüfte Lehrerin zu erkennen. Auf diese Bitte ist ein einziges Angebot ergangen, und auch dieses hat nicht zum Ziele geführt. Es läßt sich nun die Scheu wohl begreifen, die viele Familien trotz aller Güte und Menschenfreundlichkeit haben, eine erholungsbedürftige Fremde unter ihr Dach aufzunehmen. Aber giebt es Nächstenliebe, giebt es Barmherzigkeit in unserm Kreise, so müßte doch unsers Erachtens sich der Wunsch und Willen, auf einen solchen Hilferuf zu antworten, sich kräftiger regen. Man könnte doch wenigstens nachfragen oder den Versuch machen. Als wir jüngst die Geschichte von dem tapfern Katholiken brachten, haben unsre Leser ziemlich das Doppelte von dem, was erbeten war, aufgebracht. (Ein beträchtlicher Teil davon kommt übrigens auf die Leser der „Kirche.") Darüber haben wir uns herzlich gefreut und danken es den Gebern. Aber wo solche Leistungen persönlichen Liebesdienstes erbeten werden, dürfen wir auch nicht versagen. Vielleicht hat Jemand nicht nur den Raum und die Gelegenheit, sondern auch den Mut und wagt es. Das uns persönlich unbekannte Fräulein macht nach ihren Briefen den Eindruck, daß man es recht wohl mit ihr wagen könnte. Sie wohnt freilich in Böhmen; also geht es unsre Freunde in Schlesien, Sachsen, Thüringen, Bayern, Oesterreich am nächsten an. Vielleicht schickt auch Jemand das Reisegeld. Aber ignoriren dürfen wir einen solchen Hilferuf nicht. Sonst wird er bei den „Heiden" vielleicht eher gehört als von uns. R

Quittung folgt in nächster Nummer.

An Mitarbeiter und Freunde in Elsaß, Südbaden, Schweiz und Württemberg

Von dem Wunsche beseelt, Mitarbeiter, Freunde und Freundinnen dieses Blattes persönlich kennen zu lernen und gemeinsame Angelegenheiten mit ihnen zu besprechen, möchte der Herausgeber der Christlichen Welt zu diesem Zweck am 10. Juli in Freiburg (Europäischer Hof, nachm. 3), am 12. in Basel (Rebenleutezunft, nachm. 2), am 14. in Straßburg (Zivilkasino, nachm. 3), am 17. in Stuttgart (Textor, Gartensaal, nachm. 3½), am 18. in Tübingen (Museum, abends 8) mit solchen, die sich im gleichen Wunsche mit ihm begegnen, freundschaftlich zusammentreffen. Da es keinen kürzeren und umfassenderen Weg giebt, dies den etwa Interessirten bekanntzumachen, geschieht die Mitteilung an diesem Orte. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 25. Evangelische im Auslande: Der „Seven-day-journalism"; Fall Briggs; Von der österreichischen Uebertrittsbewegung; Evangelische in Italien — Römische Kirche: Der letzte Spektatorbrief — Verschiedenes: Aus Mecklenburg; Vermischte Nachrichten (Volksseele; Rechtlicher Verband der deutschen evangelischen Landeskirchen; Kirchliche Versammlungen; Aus andern Blättern)

Erholungsb. Frl. (gepr. Lehrerin) bittet um Aufnahme in ein christl. Haus im wald. Erzgeb., oder sonst in schöner, gesunder Gegend. Sie würde sich dabei gern im Haushalt bethätigen und die Schularb. der Kinder überw., in Musik unterrichten (ohne gegenseitige Vergütung). Briefe erbeten an die Redaktion d. Bl.

Ein französischer Student der Theologie sucht eine Hauslehrerstelle in Deutschland für die Monate August, September und Oktober. **Refer.** Prof. Ménégoz, 83 Boulev. Arago, Paris.

Norddeutsche junge Dame aus Offiziersfamilie, protestantisch, 28 Jahre, musikalisch, Englisch und Pariser Französisch sprechend, sucht Stellung im In- od. **Ausland** als Gesellschafterin od. Reisebegleiterin. Gute Empfehlungen. Off. erbeten an Frl. v. Oppen, Petite Jauchère A la Jauchère près Paris, Seine et Oise, France.

Ein Gemeindehelfer, event. Theologe, bes. z. Jünglingsvereinsarbeit ges. Gehalt ca. 1400 Mk. Zeugnisse erb.

Pfarrer Papenbrock, Cassel.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage erscheint:

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen
herausgegeben von

D. W. Bousset,
Professor in Göttingen.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften M. 6.—.

Die Theologische Rundschau will rasch und sicher über die wichtigsten Erscheinungen aus dem Gebiet der Theologie und der verwandten Disciplinen orientieren und Auskunft über die Fortschritte in den einzelnen Zweigen geben.

Eine wesentliche Bereicherung hat sie mit dem neuen Jahrgang dadurch erfahren, dass eine **Abteilung mit Bibliographie** beigegeben ist, welche vierteljährlich erscheint und eine vollständige Uebersicht über die neueste wissenschaftliche theologische Litteratur des In- und Auslandes, einschliesslich der einschlägigen Zeitschriften-Artikel enthält. Aus der erbaulichen Litteratur wird die wertvollere protestantische Predigt- und Erbauungslitteratur verzeichnet.

Dadurch hat die Theologische Rundschau namentlich auch für die Herren Fachgelehrten ein erhöhtes Interesse gewonnen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Villa Herzberg

Christliches
Erholungshaus
in Dornholzhausen
im Taunus

Fünf Minuten vom Walde am Fuße des 680 m hohen Herzberges. Ruhige Lage in großem Garten mit herrlichem Blick auf den Taunus und Homburg. Pensionspreis je nach Größe und Lage der Zimmer 4—7 Mk. Näheres auf gefl. Anfrage. Mit Homburg v. d. Höhe durch elektrische Bahn verbunden.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER
Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur

1 Mk. 75 Pf.

franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
Norddeutsches Musik-Versandhaus
Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt.
Gr. illust. Katalog gratis-franco.
Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen 162.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Soeben erschien im Verlage von **Dörffling & Franke** in **Leipzig:**

Graul, D. Karl, **Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse**

im Lichte der heiligen Schrift. Nebst Darlegung der Bedeutsamkeit und des Zusammenhanges reiner evangelischer Lehre und einem Abriß der hauptsächlichsten ungesunden religiösen Richtungen in der evangelischen Christenheit. **Dreizehnte,** verbesserte Auflage, herausgegeben von **D. Reinhold Seeberg,** Professor der Theologie in Berlin.

207 Seiten. Preis 1 Mk. 60 Pf. Elegant gebunden 2 Mk.

XXX. Kongreß für Innere Mission

vom 2. bis 5. Oktober 1899

in Straßburg i. E.

Montag, den 2. Oktober. 1. Konferenz des Zentralausschusses für Innere Mission und des geschäftsführenden Ortsausschusses im Evangelischen Vereinshause. 2. Eröffnungsgottesdienst in der Neuen Kirche abends 6 Uhr. Predigt des Oberkonsistorialrats D. Reichard aus Posen.

Dienstag, den 3. Oktober. 1. Erste Hauptversammlung vormittags 9 im Evangelischen Vereinshause. a) Eröffnung des Kongresses durch den Präsidenten des Zentral-Ausschusses für Innere Mission, Präsidenten des Reichs-Versicherungsamts Gaebel aus Berlin. b) „Die Forderung unsrer Zeit an christliche Charaktere, eine Beichte und ein Gelübde an der Wende des Jahrhunderts." Referent: Generalsuperintendent Propst D. Faber aus Berlin. 2. Abendgottesdienst um 6 Uhr in der Neuen Kirche. Predigt des Pfarrers Ritter aus Zürich. 3. Geschlossene Sitzung der Mitglieder des Zentral-Ausschusses mit seinen Agenten und den Vertretern der Vereine und Anstalten für Innere Mission abends 8. 4. Gleichzeitig freies geselliges Beisammensein der übrigen Kongreßmitglieder im Zivilkasino mit Ansprachen von Professor D. Lucius in Straßburg, Pfarrer Kayser aus Frankfurt a. M. und Pfarrer Isermeyer aus Hildesheim.

Mittwoch, den 4. Oktober. 1. Spezialkonferenzen. a) „Die Innere Mission in den großen Städten mit besondrer Berücksichtigung der Wohnungsnot." Pfarrer Mahling aus Hamburg, vormittags 8. b) „Die Innere Mission auf dem Lande." Stadtpfarrer Scriba aus Erbach i. O., vormittags 8. c) „Die Innere Mission und die Angestellten des Schankgewerbes." Pfarrer Alberts aus Frankfurt a. M., vormittags $10^1/_2$. d) „Die Innere Mission und die studierende Jugend." Konsistorialrat Professor D. Hering aus Halle, vormittags $10^1/_2$. 2. Gemeinsames Mittagsmahl im Baeckehiesel, nachmittags 3. 3. Abendgottesdienste um 6 Uhr in der Garnisonkirche (Predigt: Stadtdekan D. v. Braun aus Stuttgart) und in der Thomaskirche (Predigt: Pfarrer Cordes aus Frankfurt a. M.). 4. Freie Abendversammlung 8 Uhr in der Haupt-Restauration der Orangerie mit Ansprachen von Pfarrer D. Hackenschmidt in Straßburg, Antistes von Salis aus Basel und Hofprediger a. D. Stöcker aus Berlin.

Donnerstag, den 5. Oktober. 1. Konferenz der Rettungshausverbände, Erziehungsvereine und Rettungshausvorstände Deutschlands, vormittags 8 im Vereinshaus. 2. Zweite Hauptversammlung im Hauptsaal des Evangelischen Vereinshauses, vormittags 10. a) „Evangelisation und Innere Mission." Referent: Stadtpfarrer Dr. Wurster aus Heilbronn. b) Schlußwort des Vorsitzenden. 3. Sitzung des Ausschusses für Schriftenwesen mit den Vertretern der Vereine 2c. im Männersaal des Evangelischen Vereinshauses, nachmittags 3 Uhr. 4. Schlußgottesdienst in der Neuen Kirche abends 6. Predigt des Hofpredigers a. D. Stöcker aus Berlin. 5. Freie Vereinigung der noch anwesenden Kongreßteilnehmer von abends 8 Uhr an.

Gleichzeitig werden noch in Straßburg abgehalten: 1. Die 35. Jahresversammlung der Südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission Dienstag, den 3. Oktober, nachmittags 3. 2. Die 10. Konferenz des Verbandes deutscher evangelischer Irrenseelsorger Dienstag, den 3. Oktober, nachmittags und abends. 3. Eine Versammlung über Soldatenmission am Donnerstag, den 5. Oktober, vorm. 8 bis 10 Uhr.

Privatwohnungen durch die Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft, Münstergasse 7 zu Straßburg i. E., bis spätestens zum 15. September 1899.

Berlin und Straßburg i. E., Juni 1899

Der Zentralausschuß für Innere Mission

Der Ausschuß für Elsaß-Lothringen Der Ortsausschuß

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig